Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang IX.

1894. 1894.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

16. Band, 3. Heft.

Wien.
Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.
XVIII., Wildenmanngasse 6.

Inhalt.





Der Dakoromanismus.

Von

Prof. Dr. J. H. Schwicker,

Mitglied des ungarischen Abgeordnetenhauses.

Budapest.

Die Geschichte der Entstehung, Entwicklung, Verbreitung und Wirksamkeit einzelner politischer Ideen gewährt für den Culturhistoriker wie für den Politiker und Staatsmann ein ganz besonderes Interesse, das keineswegs nur theoretischen Wert besitzt, sondern unter Umständen eine bedeutende praktische Wichtigkeit anzunehmen vermag. Oft aus unscheinbaren Anlässen und Anfängen hervorgehend, gewannen solche Ideen zuzeiten eine Herrschaft, welche die Geschicke der Völker beeinflusst, bestehende Staaten zertrümmert und auf diesen Trümmern neue errichtet hat. Gewaltsamer Umsturz, blutiger Kampf und schreckliche Zerstörungen kennzeichnen in der Regel diesen Wechsel, den Antritt der neuen Herrschaft einer siegreichen politischen Idee. So beklagenswert diese Opfer sind, so beruht doch in dem unablässigen Ringen der Ideen der Fortschritt unseres Geschlechtes, das nur im Kampfe gedeiht, nur durch den Krieg die Segnungen des Friedens und deren Wert erkennen und schätzen lernt.

Unser zu Ende gehendes Jahrhundert stand namentlich in seiner zweiten Hälfte vorwiegend unter dem Einflusse der Nationalitäts-Idee, deren Keime allerdings schon in früheren Zeiten auffindbar sind und in ihrer ersten Entwicklung thätig waren, deren politische Macht und Bedeutung jedoch erst im 19. Jahrhunderte zu voller Ausgestaltung und maßgebender Geltung gelangt ist.

Unter dem Drucke der Weltherrschaft Napoleons erwachte bei den unterjochten Völkern Mitteleuropas das nationale Bewusstsein zu kräftiger Blüte und spornte die von dem Welteroberer in den Staub getretenen Nationen zu begeistertem, opferfreudigem Widerstande gegen die Tyrannei des corsischen Despoten an. Für Freiheit und Volksthum zogen sie in den Kampf und ruhten erst dann, als der Unterdrücker der freien Entwicklung, der Verächter der nationalen Selbständigkeit gestürzt, beseitigt war.

Seit den Befreiungskriegen im zweiten Decennium unseres Jahrhunderts eroberte die Nationalitäts-Idee unaufhaltsam und unwiderstehlich immer weiteres Terrain. Alle Versuche zur Niederhaltung oder auch nur Eindämmung erwiesen sich als vergeblich und fruchtlos, ja sie fachten die Begeisterung, die Leidenschaft, den Fanatismus in erhöhtem Maße an und schufen Märtyrer, diese wirksamsten Apostel für die Verbreitung einer verfolgten Idee. So kam es, dass um die Mitte unseres Jahrhunderts die gesammte gebildete Menschheit unter dem Zauber, unter der Herrschaft der Nationalitäts-Idee sich befand, und dass im Verlaufe der folgenden Jahrzehnte man dieser herrschend gewordenen Idee eine Reihe der bedeutsamsten Ereignisse, Umwälzungen und Neugestaltungen im europäischen Staats- und Völkerleben verdankt.

Eine eingehendere Darstellung dieser Begebenheiten liegt außerhalb der Aufgabe dieses Aufsatzes, der sich bloß mit einer speciellen Abzweigung und Eigenbildung der Nationalitäts-Idee beschäftigen will, um an der Hand ihrer geschichtlichen Entwicklung das Werden und Wesen dieser Special-Idee anzudeuten und deren Wichtigkeit für die österreichisch-ungarische Monarchie überhaupt und für Ungarn insbesondere in Kürze darzulegen.

Die Idee des Dakoromanismus hat ihre Wurzel in der Theorie über die Abstammung des rumänischen Volkes, wie solche von einem Theile der Historiker und namentlich von den Geschichtschreibern der Rumänen aufgestellt und vertheidigt worden ist. Diese Theorie besagt im wesentlichen, dass die heutigen Rumänen von den „unermesslichen Scharen" von Ansiedlern aus der ganzen römischen Welt (ex toto orbe Romano) abstammen, welche Kaiser Trajan nach Besiegung des dakischen Königs Dekebalos in die neueroberte Provinz nördlich der Donau verpflanzt hatte, weil (wie der römische Historiker Eutropius weiter berichtet) „Dakien in dem langen Kriege von Männern entblößt worden war". Diese Colonisten sowie die ebendahin verlegten Legionen und deren Veteranen sollen nun die Stammväter des jetzigen rumänischen Volkes gewesen sein.

Doch schon bei diesem Punkte erhebt sich unter den rumänischen Schriftstellern selbst Zwiespalt und Widerspruch. Der als Verfasser einer umfassend angelegten „Geschichte der Rumänen im Trajanischen Dakien“ [1]) bekannte Professor A. D. Xenopol vertritt die Ansicht, welche übrigens lange vor ihm schon der Historiker Christian Engel in seiner „Commentatio de expeditionibus Traiani ad Danubium“ (Wien 1794) ausgesprochen hat, dass mit den zurückgebliebenen dakischen Weibern die römischen Ansiedler sich verbunden hätten und somit im heutigen rumänischen Volke mütterlicherseits dakisches Blut mit dem römischen Blute der Väter vermischt vorhanden wäre. Das sei der Ursprung eines dakoromanischen Mischvolkes; dies die natürliche Basis der Idee des Dakoromanismus.

Gegen diese Annahme des Professors in Jassy sträubt sich aber der Stolz der „reinen“ Rumänen von heute. H. P. Brosteanu, der Kritiker des Xenopol'schen Werkes,[2]) weist jede Beimischung dakischen Blutes zurück und betont, dass das „ganze Wesen der heutigen Rumänen, ihr Typus, Gliederbau, ihre Kleidertracht, ihre Sprache, Sitten und Gebräuche, ihre noch heutigentages ausgeprägte Vorliebe für den Soldatenstand und ihre militärischen Tugenden“ dafür zeugen, „dass sie römischen Müttern entsprossen, die Abkömmlinge der alten römischen Prätorianer sind“.

So verlockend es erscheint, dieser Abstammungstheorie noch weiter zu folgen und an der Hand untrüglicher Thatsachen und Zeugnisse deren Unstichhältigkeit darzuthun,[3]) müssen wir doch an dieser Stelle hierauf verzichten, um die uns besonders gestellte Aufgabe weiter zu verfolgen.

Für die Abstammungstheorie der Rumänen ist es bezeichnend, dass sie ihre Wurzel keineswegs in der Tradition des Volkes hat,

---

[1]) „Istoria Românilor din Dacia traiana.“ Der erste Band erschien 1888.

[2]) Vgl. „Romänische Revue“ (Wien 1889), S. 52 ff.

[3]) Die gewichtigsten Argumente gegen diese Theorie findet man bei R. Roesler, „Romänische Studien“ (Leipzig 1871); P. Hunfalvy, „Die Rumänen und ihre Ansprüche“ (Wien und Teschen 1882); L. Réthy, „Die Entstehung der walachischen Sprache und Nation“ (in ungar. Sprache; 2. Aufl. 1890). Eine übersichtliche Zusammenfassung der ganzen Frage hat Schreiber dieser Zeilen wiederholt veröffentlicht. So in „Auf der Höhe“ (Leipzig 1883): „Die Rumänenfrage“, S. 245 bis 278 und 394 bis 426. Dann in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung“, München 1894, Beilage Nr. 26, 28 und 29, worauf hier hingewiesen wird. Die bedeutendsten Gegner der Roesler'schen Auffassung sind Dr. Julius Jung („Römer und Rumänen in den Donauländern“, Innsbruck 1877) und Dr. L. Pič („Über die Abstammung der Rumänen“, Leipzig 1880).

sondern als ein Product gelehrter Speculation erscheint. Die Ehre ihrer Erfindung kommt dem Hofhistoriographen des ungarischen Königs Matthias (Corvinus), dem Italiener Antonius Bonfinius zu, der, um die Abkunft seines Herrn und Königs zu erhöhen, das Märchen von dem römischen Ursprunge der Rumänen ersann. Das Geschlecht der Hunyaden war nämlich unzweifelhaft rumänischer Herkunft, und der deutsche Kaiser Friedrich III., Matthias' unversöhnlicher Gegner, spottete über die niedrige Abstammung des Königs von einem walachischen Vater. Da übernahm es nun Bonfinius in seinem großen Geschichtswerke „Rerum Hungaricarum decades libris XLV comprehensae, ab origine gentis ad annum 1495", die Herkunft des Königs Matthias bekannt zu machen. Er faselt von den Corvinern, dass sie von den volusinischen Valeriern abstammen, die wiederum Nachkommen hervorragender Sabiner waren und von jenen Lakedämoniern abstammten, welche unter der Anführung der Herakliden nach Italien gezogen waren. Durch die Herakliden und Hercules konnten sich diese Valerier sogar der Abkunft von Jupiter rühmen. Das war dann eine Abkunft und Verwandtschaft, deren hohes Alter und Ansehen auch dem Kaiser Friedrich III. imponieren konnte.

Hatte nun Bonfinius die Abstammung seines Königs in solcher Art erhöht, so musste er auch die Herkunft der notorischen Stammesgenossen desselben, die Rumänen oder Walachen, vor den Augen der damaligen Welt in einer günstigeren Beleuchtung zeigen; denn das rumänische Volk des 15. Jahrhunderts besaß weder in politischer noch in socialer oder cultureller Hinsicht Ansehen und Bedeutung. Bonfinius dichtet (Decadis II., liber VII.) also: „Die Walachen stammen von den Römern ab, was ihre Sprache beweist, die unter den vielen barbarischen Völkern nicht erloschen ist. Sie bewohnten die von der Donau entfernten Landstriche, denn die näheren hatten nachher die aus Sarmatien kommenden Bulgaren eingenommen. Die Walachen sind von den Legionen und den Colonisten entstanden, welche Traianus und andere römische Kaiser nach Dakien versetzt hatten."

Hier haben wir den Ursprung jener Abstammungstheorie, welche gelehrte Klügelei und Hofschranzenthum erdacht hat, und die später, von der Eitelkeit, vom nationalen Chauvinismus, von den politischen Partei-Interessen und irredentistischen Agitationen aufgegriffen, vielfach erweitert, fortgeleitet und gemissbraucht worden ist.

Wie rasch übrigens die These von der römischen Abkunft der Rumänen Verbreitung gefunden, das lehrt unter anderem ein Diplom

des Kaisers und Königs Ferdinand I. an den späteren Erzbischof (damals noch Bischof) Nikolaus Oláh vom 23. November 1548, in welchem Oláh als ein Verwandter des Helden Johann Hunyadi und des Königs Matthias gerühmt und gesagt wird, dass er dem Volke der Walachen angehöre, welches seinen Ursprung der herrlichen Stadt Rom verdanke.

Zur Bekräftigung der Richtigkeit dieser Theorie trägt das kaiserliche Diplom allerdings nichts bei; es beweist nur die Verbreitung und die Annahme der Bonfinischen Dichtung, welche namentlich in der Literatur allgemeine Zustimmung gefunden hat. Selbstverständlich hat hierbei die Sage ebenfalls mancherlei Umgestaltungen, Erweiterungen und Fortsetzungen erfahren. So belehrt uns der wackere „Georg Kreckwitz aus Siebenbürgen" in seinem unterhaltlichen Buche „Totius principatus Transylvaniae accurata Descriptio. Das ist: Ausführliche Beschreibung des gantzen Fürstenthumbs Siebenbürgen" (Nürnberg und Frankfurt. In Verlegung Leonhard Loschge, 1688. S. 27 ff.), wie folgt: „Nach diesen dreyen Nationen des Siebenbürgischen Landes, als Hungarn, Teutschen oder Sachsen, und Zecklern, wird auch noch die vierte Nation daselbst gefunden, so in Teutschland die Wallachen, in Siebenbürgen aber Blooch geheissen werden. Dieses Volck ist heutiges Tages so gar gering im Lande geachtet, daß es unter die Landstände nicht gerechnet wird, keine Stadt, Schloß oder eintzige Wohnung hat, sondern entweder hin und her in des Landes Ring-Gebürg, oder unter den Teutschen und Ungarischen Städte und Märckten Gebiet, als Unterthanen, seine Hütten aus Vergunst besitzt. Ist ein sehr hartes und rauhes Volck, das vermittels grossen und kleinen Viehes, das Leben erhält, auch gemeiniglich sich mit diebischer Viehes- und Pferd-Entführung zu behelffen geneigt ist ... Dieser Nation Völcker, nämlich die Walachen, daß sie ihren Anfang von den Italis genommen, weiset ihre Sprach aus: Massen sie sich der Römischen Sprach, wiewol solche sehr corrupt ist, gebrauchen, und kommt mit der Spanischen, Französischen und Italienischen sehr nahe überein, also daß man dieselbige mit geringer Mühe gegeneinander verstehen kann. Den Namen scheinen sie erlanget zu haben von den Sarmatis (!) oder (?) Tartern, an welche sie auch gräntzen: Die Provintz aber, welche sie bewohnen, ist anfänglich Flaccia genannt worden, von Flacco, einem Römischen Bürger, welcher dieselbe mit neuen Einwohnern soll besetzet haben ... Aber gleichwie die Älte der Zeit, welche nichts ungestümmelt lässet, viel Wanderung mit sich bringet: Also ist auch hernach diese

Provintz Flaccia, Valachia, und die Einwohner derselben Flacci, oder Valachi genannt worden."

Man mag lächeln über diese Naivetät des Siebenbürgers Kreckwitz; gleichwohl sind die nachmaligen Fabeleien der rumänischen Historiker, wie Cantemir, Petru Major, Georg Sinkai, Treboniaen Laureanu, Kogalnitscheano, Hasdeu, Xenopol u. A., um nichts besser, zuweilen noch weit lächerlicher, trotz des gelehrten Anstriches, den die nationale Eitelkeit und das hartnäckige Vorurtheil diesen Phantasiestücken zu verleihen sich bemüht haben.

Im vorigen Jahrhundert fand die Theorie von der Abstammung des rumänischen Volkes aus dem Blute der Trajanischen Colonisten und der römischen Legionen in Dakien noch besondere Vertheidiger an dem Italiener Abbé Grisellini und an dem Engländer Gibbon.

In seinem noch immer lesenswerten Buche „Versuch einer politischen und natürlichen Geschichte des Temesvarer Banats" (2 Bde. Wien 1780) sucht Grisellini aus der Vergleichung der Sitten, der Gebräuche und der Sprache das „reine" Römerthum des rumänischen Volkes zu beweisen. Der Versuch ist trotz aller aufgewandten Gelehrsamkeit nicht gelungen.

Ein weit gewichtigeres Zeugnis für die römische Abstammungstheorie erblicken die Freunde derselben in den Aussprüchen des berühmten englischen Historikers Gibbon, der in seiner „Geschichte des Niederganges und Verfalles des römischen Reiches" unter anderem schreibt: „Aurelianus zog die römischen Streitkräfte aus Dakien zurück und überließ diese große Provinz den Gothen und Vandalen . . . die dakischen Unterthanen verließen die freien Besitzungen, welche sie weder zu cultivieren noch zu vertheidigen imstande waren, und vermehrten die Bevölkerung des südlichen Donauufers", wo eine „neue Provinz Dakien" geschaffen wurde. „Das alte Dakien behielt jedoch eine zahlreiche Bevölkerung . . . Diese degenerierten Römer fuhren fort, dem Reiche, dem sie entsagten, dadurch zu dienen, dass sie die ersten Kenntnisse des Ackerbaues, der nützlichen Künste und der Sitten eines civilisierten Lebens unter ihren Eroberern verbreiteten . . . und nachdem Dakien ein unabhängiger Staat geworden, erwies er sich oft als die sicherste Barrière des Reiches gegen die Einfälle der Wilden aus dem Norden . . . Die Walachen bewahren noch heute manche Spuren der römischen Sprache, und sie waren zu jeder Zeit stolz auf ihre römische Abkunft. Wohl leben sie umringt von Barbaren (!), aber sie vermischten sich nie mit denselben."

Diesen Aussprüchen des berühmten Engländers stehen die Thatsachen der Geschichte und der Völkerkunde entgegen, und an der Hand dieser erweisen auch sie sich als bloße Phantasieproducte.

Übrigens erhoben sich schon im vorigen Jahrhundert ernste Stimmen gegen diese römische Abstammungstheorie; so vor allem der Historiker Thunmann in seinem Werke „Untersuchungen über die Geschichte der östlich-europäischen Völker" (1774), dem sich dann in energischer Weise der österreichische Hauptmann Sulzer in seiner „Geschichte des transalpinischen Daciens" (Wien 1781) anschloss. Als dritter ist noch zu nennen der Deutschungar (Zipser) Christian v. Engel, der in seiner „Commentatio de expeditionibus Traiani ad Danubium" (Wien 1794), auf Thunmann und Sulzer gestützt, gleichfalls darthut, dass die Rumänen nicht auf dem Boden des alten Daciens entstanden sind, sondern im Süden der Donau, wo sie als ein thrakisch-römisch-slavisches Mischvolk sich entwickelt und dann unter dem Einflusse und Schutze bulgarischer Herrschaft und griechischen Orthodoxismus ihr heutiges Volksthum ausgebildet haben. Die Zuwanderungen der Rumänen nach dem Norduſer der Donau und nach Siebenbürgen und Ungarn erfolgte dann allmählich. Der slavische Einfluss auf das ganze Wesen des rumänischen Volksthums und dessen Sprache war ein so bedeutender, dass einzelne Schriftsteller, z. B. Sulzer, die Rumänen weit eher den Slaven als den Romanen beizählen wollten.

Wie schwach übrigens der Romanismus im Rumänischen vorhanden ist, das lehrt nicht nur die ganze Geschichte, der Bau und das Material der rumänischen Sprache, sondern das geht auch aus anderen bedeutsamen Thatsachen hervor, von denen hier nur zwei hervorgehoben werden sollen: die Zugehörigkeit der Rumänen zur griechisch-orthodoxen Kirche und die Beschaffenheit der politischen Institutionen in den ehemaligen walachischen Fürstenthümern. Kirche und Staat der Rumänen trugen einen ausgeprägt slavischen Charakter an sich. Die Kirchensprache der Rumänen war das Altslovenische oder Bulgarische, ihren Bischof benennen sie mit dem slavischen Worte „Wladika"; als auf Befehl des Fürsten Georg I. Rákóczi im Jahre 1648 die slavische Liturgie in den rumänischen Kirchen Siebenbürgens mit der Volkssprache vertauscht werden musste, leisteten die Popen heftigen Widerstand, ja Fürst Michael Apaffy ließ einem Popen das Haupt abschlagen, weil er sich geweigert, beim Gottesdienst sich der rumänischen Sprache zu bedienen.

Überhaupt haben die Rumänen den Einwirkungen von außen die ersten Anregungen und Schöpfungen ihrer geistigen Entwicklung zu verdanken. Eine solche culturelle Einwirkung von außen war im 16. Jahrhundert die Kirchenreformation, für welche eifrige Fürsten und Bekenner der neuen Kirche auch das rumänische Volk gewinnen wollten. Das erste Buch in rumänischer Sprache (die Homilien) übersetzte Lucas Hirschel, Stadtrichter von Kronstadt, also ein Sachse, aus dem Altslavischen. Das Buch wurde im Jahre 1580 zu Kronstadt gedruckt. Fürst Georg I. Rákóczi ließ im Jahre 1648 auf seine Kosten die ganze Bibel in rumänischer Übersetzung mit kyrillischen Lettern drucken. „Dadurch wurden," sagte der Rumäne Baritiu selbst, „den Rumänen die Augen geöffnet, und sie sahen, dass man auch in ihrer Sprache schreiben könne und des Joches der slavischen Sprache nicht mehr bedürfe..."

Nicht minder bezeugt die Herrschaft des Slavismus bei den Rumänen das gesammte politische Wesen der rumänischen Fürstenthümer. Die Titel des Fürsten: „Hospodar" oder „Woda" (aus „wojwoda") sind slavischen Ursprunges; desgleichen die Bezeichnung für den hohen Adel, die „Bojaren" (vom bulgarischen „boljarin"). Unter den fürstlichen Hof- oder Großämtern findet man den „Weliki Westiar", den „Weliki Spatar", den „Weliki Dwornik" („weliki" = groß, „dwor" = Hof); den „Groß-Paharnik (slavisch „pahar" = Becher, also Ober-Mundschenk), den „Ober-Klutschar" (slavisch „kluč" = Schlüssel, also Oberst-Kämmerer); den Postelnik (slavisch „stol" = Stuhl, Thron, also Thronsteher) u. a. Die Hauptstadt Tirgowescht (ebenfalls slavischer Name von „trg", „terg" = Markt, also Marktflecken) wird in rumänischen Urkunden mit der slavischen Bezeichnung „nastolni grad" (Residenzburg) oder „stolni varos" (Residenzstadt) genannt, und diese Urkunden selbst sind bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts nur in slavischer Sprache verfasst.

Wie niedrig die Bedeutung und der Wert des Romanismus bei den Rumänen selbst gewesen, das geht endlich aus der höchst interessanten Thatsache hervor, dass noch im 17. Jahrhundert das Rumänenthum in den walachischen Fürstenthümern keineswegs die politische Nation bezeichnete. Von einer „Tiára romanésca" (Rumänenland) wusste man damals noch nichts; der Name „Rumäne" bedeutete nämlich den „Hörigen", den „leibeigenen Unterthan" des Bojaren, der sich selber nicht als „Rumäne" fühlte. Wo war da das „römische" Selbstbewusstsein? Wo der Stolz als Nachkomme der Legionen des Kaisers Trajan?

Dieses Bewusstsein wurde später auf künstliche Weise dem aufstrebenden Volke eingeimpft, von eifrigen Händen gepflegt und groß gezogen. Solange dieser Dakoromanismus oder der „reine" Romanismus der Rumänen nur in den Schriften der europäischen Gelehrten auftrat, hatte er bei dem rumänischen Volk selbst weiter keine Folgen. Wer unter den Rumänen las denn im 18. Jahrhundert Bücher der europäischen Literaturen oder konnte selbe lesen? Um dessen fähig zu werden, bedurfte es abermals eines Anstoßes von außen her, wodurch die walachische Geistescultur wieder einen bedeutsamen Schritt weiter gefördert wurde.

Dieser neuerliche Anstoß von außen war die kirchliche Union unter den Rumänen in Siebenbürgen. Wir haben schon erwähnt, dass die Rumänen in Ungarn und Siebenbürgen fast ausnahmslos der griechisch-orientalischen oder der orthodoxen Kirche zugethan waren. Da gelang es der Staatspolitik und den Einwirkungen der Jesuiten Baranyai und Hevenessi, also zweier Ungarn, den rumänischen Wladika Theophil von Siebenbürgen und einen Theil seines Clerus im Jahre 1697 zur Anerkennung der Union mit der römisch-katholischen Kirche zu bewegen. Demzufolge wurde im Jahre 1721 das griechisch-katholische Fogarascher Bisthum (heute Erzbisthum) mit dem Sitze in Blasendorf errichtet und die „unierte" Kirche im Jahre 1744 vom Siebenbürger Landtag gesetzlich inarticuliert.

Über die Zwecke, Mittel und Wege dieser Union werden von Seite der orthodoxen Rumänen manche berechtigte Klagen und Einwendungen erhoben; aber auch der entschiedenste Gegner dieser kirchlichen Vereinigung mit Rom muss zugestehen, dass dieser Act für die geistige und nationale Entwicklung des rumänischen Volkes nicht nur in Siebenbürgen, sondern für die Rumänen überhaupt von den bedeutendsten Folgen begleitet war. Die unierten Geistlichen erhielten in der Clericalschule zu Blasendorf einen besseren Unterricht als die meist völlig bildungslosen orthodoxen Popen; geistig wohl beanlagte junge Männer wurden dann nach Wien und nach Rom zur weiteren Ausbildung gesandt und kehrten als Apostel des Romanismus in kirchlicher und nationaler Beziehung in ihre Heimat zurück.

So sieht man im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die ersten bedeutenden rumänischen Gelehrten aus dem Wiener Centralseminar und aus dem römischen Collegium der Propaganda fide hervorgehen; es waren Samuel Klein von Szád, Georg Schinkai de Schinka und Peter Major von Dicsö-Szent-Márton. Diese drei Männer

wurden die Begründer der neuen Ära in der damals noch sehr primitiven Literatur und die Urheber eines neuen nationalen Lebens der Rumänen. Samuel Klein, den die Rumänen heute lieber Micul nennen, verfasste die erste „wissenschaftliche" rumänische Sprachlehre unter dem Titel „Elementa linguae Daco-Romanae", welche Georg Schinkai verbessert und erweitert im Jahre 1780 in Wien herausgab. Dieses Buch ist außerdem noch interessant, weil es das allererste rumänische Buch ist, welches nicht mit kyrillischen, sondern mit lateinischen Lettern gedruckt wurde, und dann, weil hier zum erstenmale der Volksname „Dako-Roman" in Anwendung kam.

Als den „Moses der Rumänen" betrachten die heutigen Rumänen den Freund des Samuel Klein, den Peter (Petru) Major von Dicsö-Szent-Márton, der in seiner im Jahre 1812 zu Ofen gedruckten „Istorie pentru inceputul Românilor in Dacia" (Geschichte zum Unterrichte der Rumänen in Dakien) sowie in seinem verdienstlicheren „Lexicon valachico-latino-hungarico-germanum" zum erstenmale die „Enkel der Weltbezwinger" an ihr Römerthum gemahnte und damit eine ungeahnte folgenreiche Wirkung erzielte. Seitdem begann im Rumänischen ein stets unduldsamer auftretender romanisierender Purismus und eine ebenso sinnlose als verderbliche Verfolgung aller nicht romanischen, insbesondere aller slavischen Elemente in der walachischen oder rumänischen Sprache. Wie unsinnig und bedenklich dieser Kampf sein musste, geht schon aus der einen Thatsache hervor, dass nach dem Ausspruche des rumänischen Sprachgelehrten A. Cihac mindestens zwei Fünftel des Rumänischen slavischer Herkunft sind.

Ein noch größerer Eiferer für den Romanismus war aber der dritte der obgenannten Männer, Georg Schinkai (geb. 1754), der in Rom den Gedanken fasste, die Geschichte der Rumänen von Trajans Zeiten bis auf seine Tage zu schreiben. Der Anblick der Trajanssäule in Rom hatte diese Absicht in ihm erweckt, und als er aus Rom zurückgekehrt war (1779), wurde er erstlich Director der unierten Normalschule in Blasendorf, gerieth jedoch mit seinem Bischofe in Streit, verlor infolge dessen sein Amt, wurde Hauslehrer im Hause des Grafen Daniel Vass und hierauf Corrector der walachischen Bücher in der königlichen Universitäts-Druckerei zu Ofen. Hier genoss er den Umgang und den brieflichen Verkehr mit den damaligen ungarischen und deutschen Gelehrten, die ihm namentlich auch bei der Abfassung seines historischen Werkes vielfach behilflich waren.

Mehr als dreißig Jahre hatte Schinkai zur Sammlung und Aufarbeitung des historischen Materiales verwendet, und am 1. Juni 1813 überreichte er der Censur in Siebenbürgen sein Werk „Chronicon Dacoromanorum sive Valachorum". Das Urtheil des Censors, Bischofs Josef Mártonfi, lautete entschieden ablehnend, worauf das Gubernium den Beschluss fasste, „weil Schinkais Werk für die öffentliche Ruhe Siebenbürgens nachtheilige Folgen haben könnte, dürfe es durch den Druck nicht veröffentlicht werden". Ja man verweigerte dem Autor sogar die Zurückgabe seines Manuscriptes, was jedenfalls eine ganz ungerechtfertigte Strenge und Eigenmächtigkeit war. Dagegen ist es unrichtig, wenn der Biograph Schinkais, Ilarianu Papiu (Pap), behauptet, der Censor habe seine Meinung in den Worten ausgedrückt: „Das Werk verdient verbrannt und der Verfasser aufgehängt zu werden." („Opus igne, auctor patibulo dignus.") Das Manuscript des Censors ist im ungarischen Landes-Archive noch vollständig vorhanden, aber diese Worte finden sich in den Originalacten nicht vor.

Weshalb die Kritik und das Gubernium mit dem Werke Schinkais so hart verfuhren, das erklärt sich einerseits aus dem Inhalte und der Tendenz desselben, andererseits aus den damaligen öffentlichen Zuständen Siebenbürgens gerade in der „Walachenfrage". Schinkais Werk erschien erst im Jahre 1853 in Jassy in drei Bänden unter dem Titel „Kronika Romànilor" und wurde im Jahre 1886 von der Bukarester Regierung neuerdings herausgegeben. Der Verfasser war am 2. November 1826 gestorben.

Diese „Chronik aller Rumänen" reicht vom Jahre 86 bis zum Jahre 1741 nach Christi Geburt und wird von den Rumänen „als die erste vaterländische Geschichte aller Rumänen" gepriesen, welche sich „durch Gewissenhaftigkeit, Übersichtlichkeit und scharfsinnige Verknüpfung von Ursache und Folge auszeichnet".[1]) Indessen gesteht der neueste Geschichtschreiber der rumänischen Literatur, Dr. W. Rudow, selbst zu, dass „diese ‚Giganten, dies kolossale Dreigestirn für die Erweckung des Rumänenthums' (Klein, Major und Schinkai) bei näherer Betrachtung auf das Mittelmaß herabsinken". Thatsächlich enthält Schinkais Werk namentlich für die ältere Zeit die unglaublichsten Märchen und Fabeln als geschichtliche Wahrheiten vorgetragen, auf welche hier näher einzugehen nicht der Ort ist.[2])

[1]) Vgl. Rudow, „Geschichte des rumänischen Schriftthums" (Wernigerode 1892), S. 39.

[2]) Ich verweise auf P. Hunfalvy, „Die Rumänen und ihre Ansprüche" (Wien und Teschen 1883), S. 263 ff.

Für uns genügt der Hinweis auf den Geist des Werkes, der nach den Worten des Biographen Schinkais, des Großrumänen Papiu, sich dahin präcisieren läſst: „Wir (Rumänen) sind Lateiner, Römer, Trajanssöhne, Dakien gehört den Rumänen. Wachet auf, Ihr Römer des Orients, Söhne der alten Roma, Brüder der abendländischen Lateiner, wachet auf!" Und der Vorsitzende der rumänischen Akademie, Heliade (eigentlich Ivan Radulescu), nannte Schinkai einen der allergrößten Rumänen und Märtyrer für seine Nationalität.[1])

Es ist also vorzugsweise der Geist, die Tendenz des Werkes, wodurch dieses bei den Rumänen zu so hohem Ansehen gelangt ist. Schinkai trat nämlich als der eifrigste Apostel des Dakoromanismus auf, ja er war es, der diese Abstammungstheorie aus den an sich harmlosen gelehrten Spielereien auf das gefährliche Gebiet socialer Ansprüche und nationalpolitischer Forderungen verlegte.

Von der Behauptung, Dakien (d. i. Siebenbürgen und das südöstliche Ungarn) gehöre den Rumänen, bis zu der Forderung, daſs dieses gewaltsam entzogene und vorenthaltene Gebiet seinem rechtmäßigen Eigenthümer zurückgegeben werden solle, ist wahrlich kein großer Schritt. Und dieser Schritt wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts in Siebenbürgen auch thatsächlich versucht. Der schreckliche Bauernaufstand unter Hora und Kloška im Jahre 1784 war unmittelbar gegen Leben und Eigenthum der Grundbesitzer gerichtet. Die Volksbethörer riefen dem Volke zu, „Gott wolle es, und der Kaiser (Josef II.) habe es befohlen, daſs man die Ungarn ausrotte". Und die aufgestachelte Volkswuth folgte diesen Brandreden in schrecklicher Weise. Im Comitate Hunyad allein wurden 9 Castelle, 215 Edelhöfe, 15 andere Gebäude theils in Asche gelegt, theils auf andere Art zerstört und 26 Edelleute ermordet.

Während das rohe Volk die Ansprüche auf die „dakische Erbschaft" durch die brutalen Mittel der Gewalt zur Geltung bringen wollte, verfolgten dieselben Ziele die beiden rumänischen Bischöfe Siebenbürgens, Johann Bab und Gerasim Adamovich, in einer umfassenden Bittschrift (libellus supplex), welche sie im Jahre 1791 dem wieder einberufenen siebenbürgischen Landtage überreichten. Die darin enthaltenen Beschwerden und Bitten der Rumänen waren zum Theil gerechtfertigt und fanden auch von Seiten des Herrschers Beachtung; aber es finden sich in dieser Schrift auch solche Forderungen und Argumen-

---

[1]) Ebd. S. 268.

tationen, welche die Verbreitung und den Einfluss des Dakoromanismus deutlich verrathen, weshalb von den dakoromanischen Wortführern in der Gegenwart jenes Bittgesuch noch immer als „politisches Evangelium und Glaubensbekenntnis der siebenbürgischen Rumänen" betrachtet wird.

Wenn die Bischöfe um die bürgerliche und politische Gleichstellung ihres Volkes mit den übrigen Nationen des Landes ansuchen, wenn sie die freie Ausübung ihrer Religion und die Gleichberechtigung ihrer Kirchen verlangen, wenn sie nationale Bildungsanstalten, eine angemessene Dotation ihrer Schulen und der Geistlichkeit aus Landesmitteln beanspruchen, wenn sie für das rumänische Bauern- und Bürgervolk eine gerechte Erleichterung der schweren Frohnlasten und der sonstigen Unterthansleistungen erbitten und meinen, dass den hierzu befähigten Rumänen der öffentliche Dienst nicht verschlossen werden solle: so waren das unzweifelhaft gerechte Forderungen, deren mögliche Erfüllung von der Regierung angestrebt, vom Landtage jedoch nur zum geringen Theile zugestanden worden ist. Wäre das geschehen, so würde viel späteres Unheil und auch manche Sorge und Gefahr in der Gegenwart vermieden worden sein.

Allein das Bittgesuch erhebt auch andere, unerfüllbare und unberechtigte Ansprüche. So verlangt es, dass bei der Ernennung oder Wahl der höheren und niederen Beamten auf die walachische Nation im Verhältnisse ihrer Bevölkerungszahl entsprechende Rücksicht genommen werde; dass jene Comitate, Stühle, Districte und Gemeinden, in denen die Walachen die Mehrheit bilden, walachische Benennungen erhalten sollen u. s. w. Die rumänischen Bischöfe bitten Se. Majestät, es mögen der walachischen Nation „die alten Rechte zurückgegeben werden, welche ihr nicht durch eine gesetzliche Macht, sondern bloß durch die Ungerechtigkeit der Zeit und zwar erst in dem verflossenen Jahrhunderte entzogen worden seien". Denn die walachische Nation sei die älteste in Siebenbürgen, sie stamme von den Colonisten des Kaisers Trajan ab; die Rumänen standen bei Ankunft der Magyaren unter eigenen Fürsten; sie wurden von den Magyaren nicht unterworfen, sondern schwuren freiwillig Treue dem Sieger, weshalb sie auch weiterhin mit den Magyaren die gleichen Rechte genossen. Dieser günstige Zustand habe sich erst im XVII. Jahrhundert geändert. Die Magyaren, die Székler und die Sachsen erneuerten in den Jahren 1613, 1630 und 1649 die alte Union von 1437 und 1438, und da hätten sich (nach der Behauptung des Bittgesuches), „man weiß nicht recht,

ob aus Unaufmerksamkeit oder aus Gehässigkeit, in die Redaction der Gesetze Ausdrücke eingeschlichen, welche den Walachen und ihrer Religion im höchsten Grade nachtheilig wurden und sie ihrer alten Rechte beraubten".

Die wirkliche Geschichte kennt von all diesen Behauptungen und Ansprüchen in dem Bittgesuche der rumänischen Bischöfe Siebenbürgens vom Jahre 1791 nichts; aber es ist sehr interessant, dass diese falschen Anschauungen auch heute noch fortdauern und die Nationalpolitik des rumänischen Volkes in Ungarn mächtig beeinflussen. Das „Rumänische Nationalprogramm" vom Jahre 1881 und der hierzu gehörige Commentar[1]) sowie das „Memorandum" der „Rumänischen Nationalpartei" vom Jahre 1892 bewegen sich ganz in dem Ideenkreise jenes Bittgesuches vom Jahre 1791; gegen Vorurtheile lässt sich eben schwer ankämpfen.

Man wird jedoch angesichts der blutigen Vorfälle im Jahre 1784 und der zu weit gehenden Forderungen des Bittgesuches vom Jahre 1791 und der irrigen Motivierung dieser Ansprüche es begreifen, dass die amtliche Censur und das siebenbürgische Gubernium im Jahre 1814 einem Werke wie der „Chronik aller Rumänen" von Schinkai die Approbation nicht ertheilen konnten. Die Veröffentlichung eines solchen Buches, in welchem die dakoromanische Doctrin mit dem verlockenden Scheine geschichtlicher Wahrheit und mit der Autorität ausgebreiteter Gelehrsamkeit vorgetragen und begründet wird, musste den Behörden angesichts der andauernd aufgeregten und misstrauischen Stimmung im rumänischen Volke sehr bedenklich, ja unmittelbar gefährlich erscheinen.

---

[1]) Derselbe wurde von dem rumänischen Publicisten Baritiu verfasst und erschien zu Hermannstadt 1882, gr. 8., 164 S.

(Schluss folgt.)



Ludwig August Frankl.

Ein Erinnerungsblatt von **Richard Maria Werner**.

Lemberg.

Alles schwamm im goldenen Abenddust.
Frankl, „Aus Ägypten", S. 335.

Als ich Ludwig August Frankl, der nun von uns geschieden ist, vor einiger Zeit mittheilte, dass ich mit einem Feuilleton zu seinem achtzigsten Geburtstag bei der Berliner Nationalzeitung etwas zu spät gekommen sei, weshalb der Aufsatz nicht erschien, da meinte er lächelnd, aber zuversichtlich: „Nun, Sie können ihn ja zu meinem neunzigsten Geburtstag verwenden." Ich muss gestehen, dass mir diese Antwort im Munde eines Achtzigers einen tiefen Eindruck machte; es sprach sich darin ein solches Lebensgefühl, eine solche Alterszuversicht aus, zugleich aber eine merkwürdige Resignation, denn sie schien vorauszusetzen, dass in einem Jahrzehnte nichts mehr von Bedeutung aus seiner Feder erscheinen würde, was sein Bild zu verändern vermöchte. Und kurze Zeit darauf ließ er eine neue Sammlung drucken und arbeitete unermüdlich an seinen Memoiren, von denen er mir noch im Januar dieses Jahres, bei meinem letzten Besuche, sprach. Da fand ich diesen sonst immer frischen Mann etwas müde, zwar noch geistig rege wie sonst, noch gleich aufgelegt, seinen Äußerungen eine hübsche Pointe zu geben, aber doch nicht mehr so lebhaft wie früher. Als ich mich erheben wollte, weil ich glaubte, mein Besuch dauere schon zu lange, da meinte Frankl: „Sie kommen nach so langer Zeit wieder einmal zu mir, und nun soll Ihr kurzer Besuch zu lang sein!" Wir sprachen vom „Hannele", von Rudolf Lothars „Wunsch", die ich wenige Tage vorher im Burgtheater gesehen hatte, seine Ansichten waren so gescheit wie immer und verriethen seinen alten Antheil an allen Ereignissen der Literatur. Ich verließ ihn endlich mit der festen Hoffnung, ihn bei meinem nächsten Wiener Aufenthalte wiederzusehen. Es ist anders gekommen. Als ich Ende Februar für wenige Tage nach Wien kam, da fand ich keine Zeit, Frankl aufzusuchen, hörte nur von seinem Sohne Lothar, dass er am 24. Februar einer Gesellschaft bei seinem Sohne heiter und fröhlich beigewohnt habe. Und am 12. März machte plötzlich ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende.

Das Leben, das so schön und gut, ohne Kampf, ohne Krankheit abschloss, war allem Schönen und Guten geweiht durch lange Jahre,

weit über das Maß hinaus, das uns Menschen gesetzt zu sein pflegt. Der rührige Mann hat sich selbst das schönste Denkmal durch sein gemeinnütziges Wirken, durch das Blindeninstitut auf der Hohen Warte, durch die Monumente Schillers, Lenaus, Grüns und Grillparzers gesetzt, und seine Werke werden für immer Zeugnis ablegen von einem idealen Streben, vom geistigen Aufschwung Österreichs, wenn auch ihre Bedeutung schon lange der Geschichte angehört.

Frankl war kein Pfadfinder, der neue Wege wies, er war keine Meilensäule, von der weiter wandernd wir die zurückgelegte Bahn ermessen können, aber er war ein ehrlicher, wackerer Arbeiter, ein feinsinniger Dichter, ein pietätvoller Mensch. Das sind allein schon Eigenschaften, die sein Bild angenehm, erfreulich machen. Und er war mehr noch.

Ludwig August Frankl stellt uns ein gutes Stück Österreich dar; wenn er auch niemals in der ersten Reihe stand, so hat er doch alle neueren Schicksale unseres Vaterlandes mit innigster Theilnahme verfolgt und treulich mitgeholfen, wo es galt. Seine Verdienste liegen nicht so offen zutage, aber die Spur seines Wirkens auf socialem Gebiete wird lange nachglänzen. Er hat, was so oft das Allerschwerste ist, den Spott der allzeit spottlustigen Wiener nicht gescheut, wenn es ihm darauf ankam, irgendeinem sinnigen Gedanken zur Durchführung zu verhelfen, die Erinnerung an einen großen Todten, an eine bedeutende Zeitepoche rege zu erhalten.

Das ganze Auftreten und Wesen Ludwig August Frankls läſst sich durch das Wort „sinnig" wohl überhaupt am treffendsten charakterisieren. Sinnig war seine Verehrung aller Geistesheroen, sinnig seine eifrige Sammlerthätigkeit, sinnig sein Antheil am öffentlichen Leben, sinnig seine Vaterlandsliebe, sinnig seine Sprache, und auch seiner Poesie ist die Sinnigkeit eigen.

Wer die biographischen Beiträge Frankls verfolgt, die bescheiden nur in der Umrahmung des Titelblattes als „Erinnerungen" des Dichters bezeichnet sind, der wird bald finden, daſs sich Frankl mit rührender Liebe seinem Werke hingab, für Grillparzer, für Lenau Bezeichnendes, menschlich Merkwürdiges und Charakteristisches zu bewahren. Ihm danken wir jenes ergreifende Bild des wahnsinnigen Lenau, das Josef Aigner zeichnete; niemand kann es ohne tiefen Schmerz betrachten. Für Hebbel, für Raimund, für Hilscher sind Frankls „Erinnerungen" wichtige Quellen. Mit den meisten von diesen hat Frankl gelebt, ja man könnte sagen, er lebte weiter mit ihnen

nach ihrem Tode, bis ihm selbst der Tod die Feder aus der Hand nahm. Trotzdem schloss sich Frankl von der neuen Zeit nicht etwa ab, er verstand es, mit der Jugend jung zu werden und jung zu bleiben. Wie mancher Anfänger hatte sich seiner Ermunterung, seiner thatkräftigen Unterstützung zu erfreuen, wie manchem hat Frankl als Mitglied der Schillerstiftung helfend unter die Arme gegriffen, wenn es im Beginne der literarischen Laufbahn knapp und sorgenvoll gieng. Diesen Segen spendete Frankl im Stillen, ganz im Sinne des Bibelspruches: „Lass die linke Hand nicht wissen, was die rechte thut!“ Viele Falten hat er mit zarter Hand geglättet und sich so als der beste Arzt erwiesen, als ein Arzt der Seele und des Herzens.

Frankl war nämlich in der That Arzt, wenn er auch niemals die Praxis ausübte. Seine Biographie zeigt nicht viel Aufregendes, Spannendes; was er erlebte, das vollzog sich mehr im Innern als im Äußern, wenn es ihm auch an interessanten Lebenserfahrungen nicht fehlte. Er entstammte einer alten jüdischen Familie und hatte zu Chrast in Böhmen, einem kleinen Städtchen bei Chrudim, das Licht der Welt erblickt, die er so sehr liebte. Am 3. Februar 1810 war's. In einem hübschen Gedichte, das er kurz vor seinem diesjährigen Geburtstage seinen Freunden zusandte, lässt er seine Vaterstadt vor unseren Augen erstehen.

Er kommt nach Jahren als alter Mann wieder in seine Vaterstadt:

„Und ich steige zu Dir nieder,
Ja, das bist Du, seid Ihr wieder,
Flächen, Berge, waldumkränzt;
Grünende Kastanienbäume,
Draus in blaue Himmelsräume
Zweigethürmt die Kirche glänzt....

Unverändert noch die Gassen,
Alles, wie ich's einst verlassen,
Auf dem stillen Laubenring.
Hier das Bischofschloss mit seinen
Hundert Fenstern, Wappensteinen,
Und wo ich zur Schule gieng....

Hier der Spielplatz meiner Jugend,
Wo ich, in die Bäume lugend,
Aus dem Blasrohr Bolzen schoss,
Bis bei gutem, scharfen Zielen
Spatzen von den Ästen fielen —
Ach, wie war die Freude groß!...

Hier der Brunnen, drauf als Wappen
Hähne sich entgegen schnappen,
Zorngesträubt das Flügelpaar,
Die ein lustiger Verwandte
Das Symbol der Eintracht nannte
Von der Chraster Bürgerschar...."

Frankl lernte während seiner Jugend die czechische Sprache neben der deutschen, so dass er sogar czechische Gedichte verfasste; noch in dem Erinnerungsgedicht sieht er nach den Spielgesellen und den „Czechenmädchen mit den hellen Augen, blondem Haargeflecht" aus. Bis zu seinem Tode verleugnete seine deutsche Aussprache nicht ganz einen Anklang an seine Heimat, er „sang" etwas, und das ist für die Deutschen aus Böhmens gemischtsprachigen Gegenden charakteristisch.

Er wurde dem Studium bestimmt; nachdem ihm zuhause durch einen katholischen Geistlichen der erste Unterricht in der lateinischen Sprache zutheil geworden war, kam er auf das Prag-Neustädter Piaristengymnasium, wo er sich als Student nicht gerade hervorthat und vor allem keinen Sinn für Mathematik verrieth. Als sein Vater starb, sollte er die Leitung seines Tabakdistrictsverlages übernehmen, wovor ihn jedoch zu seinem Heile das Geschick bewahrte. Nun besuchte er zu Leitomischl in Böhmen im Piaristencollegium die „Philosophie". Dort dichtete er für eine Wandertruppe „Die Brautnacht", ein Schicksalsdrama, von dem nichts weiter bekannt ist. Im Jahre 1828 wurde Frankl in Wien Mediciner, aber der Poesie sagte er nicht Lebewohl, sondern lenkte bald die Aufmerksamkeit der literarischen Kreise auf sein lyrisches und lyrisch-episches Talent. Zu Padua holte er sich den Doctorhut, machte jedoch keinen Versuch, die Praxis auszuüben, sondern wurde Secretär der Wiener israelitischen Cultusgemeinde. Wichtig für das geistige Leben Österreichs im Vormärz wurde die von ihm vortrefflich geleitete Zeitschrift „Sonntagsblätter", denn sie vereinigte das künstlerische Streben der Residenz in ihren Spalten und wirkte nachhaltig für Reformen. Sie gab Nachrichten von den literarischen, musikalischen, überhaupt allen geistigen Bewegungen im Auslande, sie führte viele junge Schriftsteller Deutsch-Österreichs in die Literatur ein, und hierin bewies Frankl nicht bloß feines Gefühl für die Begabung, sondern, was mindestens ebensoviel wert ist, jene neidlose Liebe, die sich des Talentes freut und sich bemüht, ihm die Wege zu ebnen. Vor kurzem erst hat Eduard Hanslik in seinen prächtigen Erinnerungen dankbar gezeigt, wie sich Frankl

seiner annahm und ihm wichtige Winke für seine Schriftstellerei gab. Während der Märzrevolution 1848 betheiligten sich die „Sonntagsblätter" auch an dem politischen Umschwunge, hörten aber im October desselben Jahres zu erscheinen auf.

Frankl hat Wien kaum mehr verlassen, einmal zog er in den Orient, um in Jerusalem eine wohlthätige Anstalt, die Frau Elise Herz, geb. von Lämel, stiften wollte, ins Leben zu rufen. Dieser Orientfahrt danken wir schöne Reiseberichte, die bekannter zu sein verdienten, weil sie voll frischer Beobachtungen und reifer Nachbildungen von orientalischen Sagen und Märchen stecken. Sonst noch führten ihn seine Reisen nach Süd und Nord, so dass er sein Gedicht „Chrast" mit den Versen beginnen konnte:

„Hoffnungskühn und jung an Jahren
Bin ich durch die Welt gefahren,
Wüsten durch und übers Meer.
Phantasie ließ mich nicht ruhen,
Nimmer müd', in Pilgerschuhen
Zog ich Welten hin und her:

Vom Vesuv zu Pästums Rosen,
Wo des Meeres Wellen kosen
Um Neapels goldnen Flor;
Sah die Dome und Paläste
Und im Vatican als Gäste
Der antiken Götter Chor.

Las im Angesicht des Meeres
Jenes ew'gen Dichters hehres
Trauerspiel auf Kolonos.
Unstet gieng's zum Norden wieder,
Wasserfälle tosten nieder,
Die des Nordlichts Glanz umfloss.

In dem Schatten deutscher Bäume
Sann ich nach der Barden Träume,
Stieg ins Land, wo Klingsor sang.
Gegen mächt'ge Gletscherriesen
Hab' ich tapfer mich erwiesen
Auf der Alpen Übergang.

In Jerusalems Ruinen,
Unterm Zelt der Beduinen
Ruht' ich als ein flücht'ger Gast;
In Ägyptens Pyramiden
Sucht' ich stiller Ruhe Frieden
Und hielt unter Palmen Rast."

Aber seine Wanderungen führten ihn immer wieder nach Wien zurück, er lebte so recht eigentlich in und für Wien. Wohl suchte sein Blick, je älter er wurde, in der neuen Umgebung das alte Wien seiner Jugend, aber er freute sich der Herrlichkeit, die sich allenthalben aufgethan hat, ohne die Vergangenheit deshalb zu vergessen. Sein Leben war getheilt zwischen seinen Erinnerungen und der Gegenwart; sinnend saß er gerne im Volksgarten nahe beim Grillparzerdenkmal, das so herrlich aus der grünen Umrahmung herausleuchtet, und erzählte dort wohl, während sein Blick über die reichen Prachtbauten Neu-Wiens schweifte, von dem alten Wien, wie er es gekannt hatte, wie es sich ihm mit merkwürdigen Menschen belebte.

Frankls Anfänge reichen in ein Österreich zurück, von dem wir Jüngeren uns heute trotz allen Berichten kein ganz zutreffendes Bild mehr zu machen vermögen. Eine gedämpfte Stimmung lag auf dem Reiche; was in den einzelnen gährte, arbeitete, brandete, das trat kaum an die Oberfläche; das Beste, das jeder zu sagen gehabt hätte, das musste er unausgesprochen lassen, wenn er nicht mit der Censur in Conflict gerathen wollte. Die Censur! Noch jetzt überläuft uns ein gewisser Schauer wie vor etwas blutlos Gespensterhaftem, wenn wir dieses Wort aussprechen, und unwillkürlich fällt mir ein, was Karl Gottfried von Leitner, der steierische Balladensänger, der im Sommer 1890, fast neunzig Jahre alt, von hinnen schied, in Graz einmal zu mir sagte: „Es war ein merkwürdiges Gefühl zu wissen, dass jeder Dichter auf der Polizei sein ‚Kastl' hatte, in das alles hineinkam, was gegen ihn vorlag." Nicht alle Poetennaturen waren so kräftig, die Bevormundung ohne Schaden zu ertragen; die meisten hatten öffentliche Anstellungen und mussten fürchten, dass der Beamte, mochte er auch noch so eifrig seine Amtspflichten erfüllen, für den allzu kühnen Dichter gestraft würde. Manches wurde unterdrückt, das sich vielleicht reicher, voller entfaltet hätte. Man gewöhnte sich, vieles nur indirect auszusprechen, was verblümt vielleicht passieren konnte, während es sonst nachsichtslos gestrichen worden wäre. Es lag ein gewisser Druck auf den Dichtern, dem sie sich nur selten zu entziehen wussten. Freilich bildete sich dabei, und das darf nicht gering angeschlagen werden, stärker als je nachher die ästhetische Atmosphäre aus, in der man lebte. Die poetische Literatur stand viel mehr im Mittelpunkte des Lebens und Strebens, des Interesses und der Unterhaltung als heutzutage. Man sprach in Versen aus, was jetzt wohl in einem flüchtig verschwindenden Prosafeuilleton, diesem Grabe so vieler poetischer Motive, verbraucht

würde; man fühlte sich in die ästhetische Ferne hinein, und das kam der Poesie zustatten.

Frankl hat z. B., soviel ich weiß, nicht ein einziges, poetisches Werk in Prosa verfasst, keinen Roman, nicht einmal eine Novelle besitzen wir von ihm, höchstens bediente er sich der Reimprosa, der seit Rückert beliebten Makamen, wo er die Prosa als Kunstform verwendete. Frankls eigenstes Gebiet waren die Lyrik und die Epik mit ihren Zwischenstufen. Er begann seine dichterische Laufbahn in Goethes Todesjahr 1832 mit einem Cyklus von lyrisch-epischen Gedichten unter dem Titel „Das Habsburglied". Karl Egon Eberts Dichtweise war nicht ohne Einfluss auf den jungen Poeten aus Böhmen geblieben, überhaupt waren die Balladen und Romanzen bei den Österreichern wohl noch beliebter als „draußen im Reich"; man denke nur an Johann Gabriel Seidl, an Johann Nepomuk Vogl, an Karl Egon Ebert, Karl Gottfried von Leitner, vor allem aber an Anastasius Grün, um von den kleineren Leuten zu schweigen. Frankl liebte es, solche Dichtungen zu kleinen Ganzen zusammenzufassen, ja ein Theil seiner Epen zeigt den gleichen Charakter, sie sind Mären- oder Romanzencyklen. Viel stärker, als dem Epos eigen ist, macht sich lyrisches Empfinden geltend; sein biblisches Gedicht „Rachel" (1842) müsste man geradezu episch-lyrisch nennen, da nicht ein Verlauf, eine Handlung, ein Geschehen dargestellt wird, sondern eine Reihe von lyrischen Momenten, zusammengehalten durch einen äußeren Rahmen. Die Sage, dass Rachel vom Herrn begnadigt wurde, „aus dem Grab herauszukommen, Wenn die Kinder Gram verzehrt", gibt die Grundlage.

„Tröstend darf sie auferstehen,
Lindern ihrer Kinder Qual,
Bald als Stimme sie umwehen,
Bald begeistern als ein Strahl."

Aus der jüdischen Geschichte werden nun einige bezeichnende Abschnitte herausgegriffen, aber nicht um sie zu erzählen, sondern um das Trösteramt Rachels zu zeigen. „Josef" behandelt das zweite Gedicht des Cyklus; es setzt episch ein, berichtet von der nach Ägypten ziehenden Karawane, die Josef als Sclaven mitführt. Aber sogleich springt das lyrische Empfinden hervor, um alles Thatsächliche nur im Fluge zu streifen. Den Einsamen umschwebt der „Geist der Mutter":

„Rasch versiegen seine Thränen,
Holder Leichtsinn schwellt sein Blut,
Antheil an den Wüstenscenen
Nimmt sein frischer Reisemuth.

Und im Pharaonenlande
Ist's der Mutter frommer Geist,
Der ihn aus dem Sinnenbrande
Jenes schönen Weibes reißt.

Und sie lehrt ihn Träume deuten,
Führt ihn aus des Kerkers Haft,
Zeigt prophetisch ihm die Zeiten,
Lehrt ihn Weisheit, Herrscherkraft.

Aus des jüngern Bruders Mienen
Lächelt sie verwandt ihn an,
Und er weint gerührt mit ihnen,
Da sich ihm die Brüder nahn."

So verflüchtigt nicht der Epiker die Ereignisse, nur der Lyriker tupft in solcher Weise auf das Geschehene, weil es ihm darauf ankommt, die Stimmung zu erregen, unser Gefühl mitschwingen zu lassen. Und ebenso wird dann „Saul", ferner die „Wanderung ins Exil" behandelt, den Schluss jedoch bildet die mächtig strömende Klage der Juden, „Sehnsucht nach Rachel", mit dem bezeichnenden Motto aus Byrons „Hebrew Melodies":

„The wild-dove hath her nest, the fox his cave,
Mankind their country — Israel but the grave!"

— das bei Frankl lautet:

„Die Taube hat ihr Nest, der Fuchs die Kluft,
Der Mensch die Heimat, Jude — nur die Gruft!"

— und dann im Eingang variiert wird:

„Eins kann nicht der Mensch verschmerzen,
Eine Sehnsucht bleibt zurück:
Nach dem lieben Mutterherzen,
Nach der Heimat stillem Glück.

Wehe, wer verbannt von beiden,
Einsam, losgerissen irrt,
Wer sich muss von ihnen scheiden,
Wem die bange Trennung wird!"

Die Grundstimmung dieses ganzen Gedichtes ist lyrisch, das Epische wird nur Verbrämung, äußerer Halt für die schwebenden Empfindungen. Und das ist in fast allen „Epischen Gedichten", die Frankl unter diesem Titel zusammengestellt hat, nicht anders. Selbst eines seiner epischesten Werke, sein großartiges Nachtstück „Der Primator" (1864), das ein so strenger Kritiker wie Hebbel besonders hoch schätzte, schlägt mächtige Gefühlsaccorde an. Es ist eine grausig-

düstere Geschichte aus dem finsteren Prager Ghetto, das noch heute wie ein vergessenes Stück Mittelalter in dunkler Pracht mitten unter einer neuen Welt dasteht. Der Primator der Gasse, zu dem seine Glaubensgenossen „zwischen Grau'n und Ehrfurcht" aufschauen, weil er ihnen nicht „rechtgläubig" erscheint, wird auf dem Hradschin bei einem tollen Bankette getauft, von seinem Vater aber noch in derselben Nacht gerichtet. Die Zeichnung in diesem wundersam ergreifenden Gemälde ist absichtlich hart, glanzlos, und doch zittert ein düsteres Feuer durch die dumpfgrollenden Verse. Das Ganze besteht aus sechs Capiteln, von denen die beiden ersten episch zu nennen sind. Wir lernen zuerst in dem Abschnitt „Freitagnacht" das Ghetto und den Richter kennen, den Primator, der trotz dem „heil'gen Sabbath" den Stock nimmt, da er auf den Hradschin muss. „Ein Bankett" heißt die Überschrift des bewegtesten Capitels, das sich wie eine dramatische Scene ausnimmt. Das tolle Treiben der Zechgenossen, denen der Burggraf aus dem „weißen Löwen Böhmens" das heiße Melniker Rebenblut bringt, dann das Erscheinen des allen bekannten und doch allen fremden Primators mit dem gelben Kreis auf dem Seidengewande, die lustigen Worte des Narren und die derberen Scherze der Herren, der Streit um die Religion mit einer sinnreichen Parabel, die Krönung des Primators zum König des Festes, die von Narren Gnaden erfolgt, der Streit, durch einen Podiebrad erregt und bis zur thätlichen Bedrohung des Primators steigend, die improvisierte Taufe, darauf das tiefe Schweigen, die plötzliche Stille im Saale — das ist eine Reihe von so lebhaften Scenen, so geschickt aneinander gereiht, dass wir uns wundern, wie Frankl auf neun Seiten mit einer solchen Masse zurathe kommen konnte. Und am Schlusse steigt noch der bleiche Mönch mitten aus dem „wüsten Leben" des Saales bedeutsam hervor, von dem wir im nächsten Abschnitt kurz, mehr lyrisch als episch Näheres hören. Der Renegat aus Überzeugung, denn das ist der Mönch, der seinem neuen Glauben Vaterhaus und Heimat geopfert hat, will den Übertritt vom Judenthum zum Christenglauben als einen tollen Streich beim Zechgelage nicht hingehen lassen und erscheint beim Vater des Primators als Ankläger, aber zugleich als Warner vor der drohenden Gefahr. Die zwei weiteren Gesänge werden immer stärker lyrisch. „Das Bet-Din", das Gericht der drei Rabbiner, muss den Endschluss des Vaters vorbereiten, sich vom Sohne zu scheiden und ihn selbst dem Tode zu weihen. „Vater und Sohn" bringt den kurzen Traum-Monolog des Primators, der im jüdischen Abendgebete besteht, und darauf

das große Selbstgespräch des Vaters, der gekommen ist, den Sohn zu tödten, aber die Kraft nicht in sich fühlt, schwankt, sich aufrafft, wieder schwankt, bis das im Traum gesprochene Wort des Primators: „Schont meines Lebens, er ist Gottes Sohn!" die Entscheidung bringt. Frankl deckt den Schleier über den Ausgang. Das Feuer hat, so erzählt das letzte Capitel, das Haus des Primators zerstört, wobei alle Bewohner mit Ausnahme des Hausherrn gerettet wurden. Der Vater wankt als Wahnsinniger durch die Straßen, den Kindern ein Spott, den Erwachsenen ein Räthsel, das selbst der Tod nicht ganz löst, denn das letzte Wort bleibt unausgesprochen; wir ahnen es, wir errathen es, der Dichter sagt nur:

„Und drauf ein Furchtbares vertraut
Der Greis mit abgebrochnem Laut.
Den Hörer fasst ein Grauen an,
Wie wenn ein Abgrund aufgethan."

Das Werk macht tiefen Eindruck und verdient die Verbreitung, die es gefunden zu haben scheint. Es wurde bereits fünfmal aufgelegt, und Frankl erzählte mir noch in diesem Jahre mit Freude, dass es kürzlich ins Czechische übertragen worden sei. Meine mit Absicht etwas ausgedehnte Zergliederung des Gedichtes wird wohl gezeigt haben, dass der epische Stoff, den Frankl einer handschriftlichen Chronik entnommen zu haben behauptet, ergreifend, aber klein ist, dass der Reiz des Werkes in der Ausführung und zum nicht geringsten Theil in den lyrischen Momenten liegt. Das wird man nicht etwa als Tadel auffassen, aber gewiss als einen bezeichnenden Zug der Frankl'schen Muse.

Auch das Epos „Cristoforo Colombo", 1836 erschienen, ein Jahr nach Frankls Übersetzung von Byrons „Parisina", ist lyrisch durchflutet. Es setzt ein mit einer „Vision" und klingt aus in einen Traum; nur Auszug, Fahrt und Landung werden stärker erzählend behandelt, alles andere wird in kühnen Phantasien gestreift. Man hört überall nicht den ruhigen Bericht des Epikers, sondern den tiefen Antheil am Geschicke des Helden, wie ihn der Lyriker nimmt. Schon die Wahl des Metrums ist charakteristisch: während der mittlere Theil in sehr melodischen Stanzen erklingt, bewegen sich Anfang und Schluss in einer freigeschaffenen, mehr lyrischen Strophe. Frankl nimmt das Leben des kühnen Entdeckers, des Amerikafahrers, nur zum Anlass, um das Schicksal eines weitblickenden Genies darzustellen, um die Schwierigkeiten vorzuführen, die sich jeder großen Idee entgegenbäumen. Mehrere Mo-

nologe entfalten das innere Leben des Helden, und man sieht, dass Frankls Interesse sich diesen Partien ganz besonders zuneigt. Dasselbe könnte man für das Epos „Don Juan d'Austria" (1846) ausführen und auch auf die „Tragischen Könige" (1876) verweisen.

Das Epos „Ein Magyarenkönig" (1850) holt aus dem Kampfe zwischen König Salomo und Ladislaus dem Heiligen von Ungarn einige wichtige Scenen hervor, um sie in einer Strophenform zu behandeln, die durch wechselnde männliche, weibliche und gleitende Reime, durch häufige zweisilbige Senkungen und reicheren Auftakt die Uhlandsche Nibelungenstrophe noch lyrischer macht, als sie ohnehin schon ist. Die einzelnen Lieder beginnen meist ruhig und werden im Verlaufe fort bewegter, unruhiger, die Verse zittern und tanzen, als hätte der Dichter nicht Rast und nicht Ruhe. Und sein Stoff ist ohnehin voll leidenschaftlicher Erregung. Zuerst der Bund zwischen Salomo und Ladislaus, dann, durch des Grafen Vid Einflüsterungen angesponnen, der Verrath des Königs, hierauf die erste Entscheidungsschlacht, die für Salomo so unglücklich endet. Gefangen sitzt er auf Schloss Visegrád und klagt wie ein Adler im Käfig und verfällt in Sinnen. Aber das Fest in Stuhlweißenburg, wo des heiligen Stephan irdische Reste gehoben werden sollen, gibt dem König ohne Land die Freiheit wieder: vergebens bemüht man sich, die Gruftplatte zu heben, hinreißend ruft ein bleicher Priester dreimal „Wehe!" über das Volk, bis die Nonne, die geheimnisvoll an des Altars Stufen erscheint, der tobenden Menge verkündigt, nur die Freiheit des Königs Salomo gebe auch den heiligen Stephan frei. Kaum hat Ladislaus den Befehl ertheilt, Salomo aus dem Kerker zu erlösen, da hebt die Nonne den Stein empor, „als wär' er leichtes Linnen". In den Armen seiner deutschen Gattin ruht König Salomo, da naht drohend und aufreizend seine Mutter und mahnt ihn an Kampf und Streit. Er hört nicht auf die Worte seiner Gemahlin, sondern ruft die Kumanen ins Land. Wieder wendet sich das Schlachtenglück gegen ihn; mit einer kleinen Schar von Geretteten flieht er in wahnsinnigem Ritte über die gefrorne Donau und rettet sich während eines furchtbaren Schneegestöbers in ein verfallenes Castell. Kaum ist der Morgen angebrochen, so verlässt er die Seinen, legt im Walde die Reichskleinodien nieder und verschwindet. Noch einmal, bei Ladislaus' Krönung, erscheint er unter den Bettlern und empfängt ein Goldstück, dem sein eigener Kopf eingeprägt ist, als Almosen. Endlich taucht er sterbend bei Pola auf, wo er als Einsiedler gelebt hat, und haucht seinen Geist im Anblick des Meeres aus.

Das sind die dichterischen Momente, die Frankl den einzelnen Gesängen, Geschichte mit Sage mischend, zugrunde legte. Wieder dienen sie nur zur Entfaltung lyrischer Motive in reicher Abwechslung, in bunter Verschlingung. Den Grundton bildet das Wort König Salomos:

„Was ist das Glück, das Leben?
Ein Blitz im nächtigen All,
Des Regenbogens Schweben
Auf einem Wasserfall,
Der Klang von einem Schwerte,
Das aus der Scheide rasselt,
Der Brand auf einem Herde,
Der in die Luft verprasselt!"

In diesem „Epischen Gedichte" geht die sprunghaft-lyrische Behandlung so weit, dass Frankl für nöthig hielt, in einer ausführlichen „Anmerkung" den historischen Stoff zu erzählen; und das war vielleicht für das Verständnis des letzten Gesanges geradezu unerlässlich. Ob sonst der Leser wohl ohne anderweitige Kenntnis der Geschichte gewusst hätte, welchen von den beiden Königen der Priester aus der Höhle an den Sonnenschein hinaustrug? Name ist keiner genannt, wir ahnen nur aus dem Zusammenhange, dass es König Salomo sein wird. So stark kann der Epiker nur dann seinen Stoff verflüchtigen, wenn er eine ganz allgemein bekannte Sage oder Geschichte gewählt hat. Ob dies aber bei der Sage von König Salomo, die auch Julius von der Traun zu einem großen Epos benützte, wirklich gilt, das müsste man dahingestellt lassen.

Frankl greift überhaupt nicht immer nach den nächstliegenden Stoffen, ist aber meist glücklich in seiner Wahl; das beweisen auch seine Geschichten, Sagen und Legenden, von denen einige sich großer Popularität erfreuen. Man denke seines sinnigen Scherzes „Schiller als Feldscheer", der in drolligem Dialog den Herzog Karl und Schiller vorführt, um mit der Wendung zu schließen: „Und Schiller gieng unter die Poeten." Oder man nehme das liebliche Gedicht „Mozarts Nachtigall". Mozart ist todt und liegt im Sarge, seiner Nachtigall, die mit ihm oft wetteifernd musicierte —

„Das war ein Wettstreit oft und nicht zu unterscheiden,
Wer von dem andern lernt, wer Meister von den beiden?

— hat man Futter zu geben vergessen; nun kommen zwei Männer, um den Sarg zuzunageln, und wie sie die Kerzen löschen, erklingt ein wunderbares Singen; im Zimmer plötzlich ist's stille. Die Männer,

erst wie durch einen Bann festgehalten, verlassen endlich das Gemach, dann spricht einer zu dem anderen:

„Wahr ist es doch: so lang bei Leichen Kerzen brennen,
Kann sich die Seele nicht von ihrer Wohnung trennen;

Zu Häupten sitzt sie stumm, inmitten heller Kerzen,
Und denkt noch einmal durch des Lebens Lust und Schmerzen.

Hast Du's gehört, als wir verlöscht die Kerzenflammen?
Da flog sie singend fort!" — „„Mich schüttelt's noch zusammen!""

Am Morgen findet man die Nachtigall todt im Bauer. Wie sinnig ist hier ein Aberglaube zur Symbolisierung von Mozarts Kunst genommen! Auch den Scherzen weiß Frankl, wie die Gedichte „Goethe und Beethoven", „Beethoven unter den Bauern" lehren, eine sinnvolle Wendung zu geben, so dass Lächeln und Rührung zugleich ihre Wirkung sind.

Besonderen Wert haben jene Stoffe, welche Frankl aus jüdischen Sagen und aus orientalischen Quellen schöpfte; der ganze Tiefsinn, die etwas bizarre, aber so durchaus originelle Phantasie, die sich in ihnen ausspricht, unterstützt seine eigene Gabe. Wie sinnig etwa die „Arabische Legende" von der Erschaffung des Menschen; der Geist zögert, dem Willen des Herrn folgend, in den engen Kerker des menschlichen Leibes einzuziehen.

„Und es sprach der Herr: ‚Mit Widerwillen
Ziehst Du ein, entgegen meinem Worte;
Also sei's verhängt zur ew'gen Strafe,
Dass Du ausziehst auch mit Widerwillen!'

Und der Geist ringt in der letzten Stunde
Nur mit bangem Kampf sich los vom Körper."

Oder die Legende „Gott weint", von dem Rabbi, welcher sich jeden Lebensgenuss versagt, um die Secunde mit seiner Reue nicht zu versäumen, in der Jehovah jedweden Tag um sein Volk weint.

„Erheben wird er es aufs neue,
So kündet der Kabalah Schrift,
Wenn des abtrünn'gen Volkes Reue
Mit dem Moment zusammentrifft."

Der Rabbi will nicht schuld sein, wenn der Friedensbund gestört würde. Oder „Der Rabbi und die Rose", von dem Alten, welchem der Tod nicht zu nahen vermag, weil er durch „Gottes Wort" den Todesengel immer fortscheucht; jede der wechselnden Gestalten, in der ihm der Tod erscheint, wird gebannt durch ein Wort der Gottesverehrung;

endlich einmal ist der Rabbi eingeschlafen über den heiligen Blättern, da grüßt ein grüner Zweig mit einer Rose herein.

„Den Schlummernden umspielt ein Traum,
In seinem engen Stübchen drinnen;
Ihn mahnt's wie Glück, doch kann er kaum
Auf Lenz und Jugend sich besinnen.

Einathmet er die würz'ge Luft,
Rings ist ein bleicher Glanz entglommen —
Es ist der Tod als Rosenduft
Zum frommen Rabbi sanft gekommen."

Wie schön ist die Sage von „Rose, Perle, Nachtigall", welche aus den drei Blutstropfen entstanden, die bei Erschaffung des Weibes aus des Mannes Seite flossen! Es ließen sich noch viele Gedichte dieser Art anführen, manche sind, wie aus Frankls Reiseberichten, besonders seinem Buche „Aus Ägypten" (1860) hervorgeht, nur übersetzende Bearbeitungen. Aber das Angeführte wird wohl genügen, um diese Seite seines Dichtens zu kennzeichnen.

Nicht minder gerne schöpfte Frankl aus anderen Sagen, wie sie ihm der Zufall oder seine ausgebreitete Lectüre mannigfach zuführten. Wir wollen auf ein Gedicht näher eingehen, weil es einen interessanten Vergleich mit Lenau ermöglicht und für den Literarhistoriker kaum ein Thema merkwürdiger ist, als die Behandlung eines und desselben Stoffes durch zwei Dichter zu studieren. In seinem Hefte „Zur Biographie Nikolaus Lenaus", das 1885 in zweiter, vermehrter Auflage erschien, berichtet Frankl von einem Besuche, den im Winter 1835 zwei schwedische Poeten, Böttiger und Hagberg, in Wien machten. Im silbernen Kaffeehause, diesem Vereinigungspunkte der Wiener Schriftsteller während des Vormärz, fanden sich die beiden Schweden ein, Lenau und Frankl waren in ihrer Gesellschaft, und Lenau forderte Hagberg auf, schauerliche Geschichten aus dem Norden zu erzählen. Dazu musste man sich erst in eine Weinstube begeben, wo dann Hagberg mit nordischen Märchen, während der Wein in den Gläsern perlte und die Stube nur matt erhellt war, nicht zurückhielt. Hören wir Frankls Erinnerungen: „Der Frost fieng draußen an, die Scheiben dick zu versilbern, und in einer ganz eigenthümlichen Darstellungsweise erzählte er uns das Märchen, wie in seiner Heimat die Alfen, neckische, kleine Gestalten, heimlich leise im Wintersturme des Nordens an die Wohnungen der Menschen kommen und zum Troste für die, welche um den Frühling bangen, Blumen an die Fenster

zaubern, die aber nur weiß und kalt sind. Wenn aber die Schläfer des Morgens halbwach auf ihren Lagern noch träumen und das Morgenroth an die Fenster scheint, so meinten sie, rothe Rosen, Tulpen und Nelken zu sehen, und sie glaubten daran, dass es wieder werde Frühling werden."

Damals hörten Lenau und Frankl das Märchen, das dieser unter dem Titel „Die Kinderlose" zuerst, dann Lenau in seiner „Anna" bearbeitete. Wenn wir aus beiden die Grundlage zu reconstruieren suchen, so gelangen wir zu folgender Sage. Es war einmal ein überaus schönes Mädchen. Als sie heiraten sollte, da bekam sie auf geheimnisvolle Weise die Kunde, sie werde ihre Schönheit verlieren, wenn sie Kinder zur Welt bringe. Sie entschließt sich dazu, sich durch ein altes Weib von dieser Gefahr befreien zu lassen. In der Nacht begibt sie sich in eine Windmühle, wo die Alte Weizenkörner nimmt und eines nach dem anderen auf den Stein wirft. Sofort erhebt sich der Sturm und dreht den Mahlstein um; da ist's, als sei in der Ferne der Schrei eines Kindes zu vernehmen. Das Mädchen schaudert. So viele Weizenkörner wirft die Alte, als das Mädchen hätte Kinder bekommen sollen. Nun heiratet das Mädchen, aber in ihrem Hause fehlt das Glück, weil sich der Mann nach Kindern sehnt. Eines Abends, da der Mond scheint und der Mann wieder einmal wegen ihrer Kinderlosigkeit klagt, bemerkt er plötzlich, dass seine Frau keinen Schatten werfe. Nun zeiht er sie geheimer Schuld, und sie gesteht alles. Da verstößt sie der Mann. Sie lebt lange als Büßerin, bis sie einst in der Kirche kniet und die Schatten ihrer Kinder vor sich herschweben sieht. Sowie sie diese Gemordeten um Verzeihung bittet, stirbt sie.

Lenau beginnt damit, dass Anna von ihrer eigenen Schönheit wie Narciss, da sie sich im Spiegel des Sees sieht, hingerissen und entzückt wird. Darum wird sie von den Einflüsterungen des alten Weibes, sie müsse durch Kinder ihre Schönheit verlieren, mächtig erregt. Ein schöner Ritter Erich wirbt um Anna und hängt seinen Ring an den Rosenstrauch. Anna nimmt ihn, und schon ist die Alte wieder da. Nun lässt sich Anna verführen und hört in der Mühle siebenmal wimmern, während die Alte die Weizenkörner durch das Ringlein wirft. Das Hochzeitsfest hebt Annas Schönheit noch einmal hervor, sie freut sich ihrer selbst, aber in der Nacht hört sie das Rauschen der See und das Wimmern der Heidemühle. Sieben Jahre sind verflossen, da reiten Erich und Anna von einer Kindestaufe

heim; mit Schrecken bemerkt er die Schattenlosigkeit seines Weibes. Anna gesteht ihre Schuld, Erich aber spricht den Fluch über sie:

„Dir so wenig wird vergeben,
Wie aus dieser Diele je
Frische Rosen sich erheben!
Weh, verfluchtes Weib, Dir, weh!"

Die Sühne führt ein Einsiedler herbei, und da Anna gestorben ist, erwacht Erich vom Schlafe und sieht die Diele mit frischen Rosen überdeckt. Die bleiche Anna erscheint und legt seinen Ring auf sein Lager, dann verschwindet sie mit den Rosen. Erich singt wieder das Lied, mit dem er einst um Anna warb, das Lied der Sehnsucht und Liebe.

Ganz anders stellt Frankl in den drei Theilen seines Terzinengedichtes die Sage dar; er hebt sofort mit dem Hochzeitsmahle an, von dem sich die Braut beim elften Glockenschlage entfernt, um mit der Alten zusammenzutreffen. Die Braut hat aus einem „Zauberbuche" erfahren:

„. . . Du wirst gebären,
Doch Du erfährst durch Kinder bange Noth,
Und Deine Schönheit werden sie zerstören."

Zwölf Kinder stehen ihr in Aussicht, alle tödtet die Alte in der bekannten Weise. Dann eilt die Braut zur Gesellschaft zurück, die unterdes in dumpfem Brüten und seltsamem Schweigen bei einem furchtbaren Sturme dagesessen und die Abwesenheit der Braut gar nicht bemerkt hatte. Im nächsten Liede finden wir als alte Leute die Gatten in ihrem traurigen kinderlosen Hause. Da der Mann klagt, verläſst sie das Zimmer, und er folgt ihr, weil er sie gekränkt zu haben glaubt. Im Hof entdeckt er ihre Schattenlosigkeit, verflucht sie:

„Wie Du verstießt die menschliche Natur,
Stoß' ich Dich fort von mir, und eher sprießen
Des Frühlings Rosen auf aus dürrem Grund,
Eh sich der Gnade Quellen Dir ergießen,
Und zwischen mir und Dir ist mehr kein Bund!"

Die Büßende in der Kirche, die endlich den Kindern ihre Schuld abzubitten vermag, zeigt das letzte Lied. Sie stirbt, der Gatte erwacht: „von Morgenrosenpracht Ist rings die öde Kammer überglühet".

Lenau hat sich bestrebt, das Ganze psychologisch zu vertiefen. Die übermenschliche Schönheit wird Anna zum Fluche, weil sie sich in sich selbst verliebt, darum in Schuld verwickelt wird. Dieses Grund-

thema wird festgehalten. Nicht Mutterleid, aber siebenjähriger Jammer hat ihr Antlitz bis zur Todtenbleiche verheert. Sie büßt in dem, worin sie gefrevelt hat, und deshalb wird ihr Verzeihung zutheil. Sieben Kinder, sieben Jahre die Ehe, sieben Jahre die Buße, das ist eine geheimnisvolle Symbolik. Frankl kehrt nur das Grausige heraus, vergisst die Schuld zu begründen, dehnt die Jahre der Ehe zu lang aus und läſst die Schönheit als Fluch zu wenig hervortreten. Was bei Lenau ein genau verknüpftes Band von Schuld und Sühne, das ist bei Frankl ein wundersames, räthselhaftes Ereignis. Lenau hat ganz richtig gefühlt, daſs er uns die furchtbare Heldin menschlich näher bringen müsse, Frankl dagegen steigerte noch das Schreckliche und brachte sich um einen guten Theil der Wirkung. Merkwürdig, daſs sich bei beiden die von Hagberg erzählte Sage von den Rosen am Fenster, mit der Sage von der Kinderlosen so fest vereinigte, daſs sie im Fluch und der Sühne darauf anspielten.

Daſs Frankl vielfach Momente der österreichischen Geschichte zu Balladen und Mären verwertete, braucht bei dem Dichter des „Habsburgliedes" nicht erst betont zu werden. Der österreichische Patriot und der Jude waren in ihm zur schönsten Harmonie vereint, mit der gleichen glühenden Liebe hat er unser schönes Vaterland und das jüdische Volk, zu dessen Geschichte er manches veröffentlichte, umfaſst. Wie er diese beiden zu vereinen wuſste, dafür zeugt seine Märe, der überraschende Schlichtheit nachgerühmt werden kann, „Maria Theresia". Den Juden droht eine Vertreibung von ihrer alten Stätte, „aus der uralten Stadt im Böhmerland"; da eilt der Primator mit den Appellanten nach Wien; sie harren im Vorgemache der Audienz. Doch ein Cavalier erscheint und weist sie ab. Verzweifelt ruft einer der Rabbiner, ehe man Kinder verstoße, rede man mit ihnen, „es läſst ja Gott selbst mit sich reden auch". Der erschrockene Cavalier befiehlt ihm zu schweigen, der nur lauter noch erhebt der Rabbi seine Stimme, da er merkt, daſs die Majestät nahe sei. „Das schrei'n aus mir heraus zehntausend Seelen!"

„Die Fürstin hörte — und erhörte sie."

Gewiſs würden diese Balladen und Mären ihre Wirkung verfehlt haben, wenn nicht Frankl bemüht gewesen wäre, durch feinste Ausarbeitung der Form, durch Mannigfaltigkeit des Tones, durch sorglichste Beachtung des passenden Umfanges seine Stoffe richtig einzukleiden. Eine gewisse Trockenheit läſst sich nicht verkennen, fast möchte man sie für ein absichtliches Gegengewicht der stark arbeitenden Phan=

tasie gegenüber halten, als bange Frankl, sich zu weit hinreißen zu lassen und die Herrschaft über sich zu verlieren.

Seine Muse neigt zur Beschaulichkeit, die Denkerfalte auf ihrer Stirne verleiht ihrem Antlitz Ernst und Strenge, sie kann nicht lachen, höchstens anmuthig, halbschmerzlich lächeln. Woher das kommt, wir haben es schon erfahren, da wir die österreichischen Zustände, die Frankls Jugend erlebte, kennen lernten. Man wird vergebens unter seinen Liedern nach dem Ausdrucke hinreißender Leidenschaft suchen und ihm den Namen eines Dichters versagen, wenn man der Überzeugung ist, der Poet müsse dichten, „das Aug' im holden Wahnsinn rollend". Auch seine Liebeslieder sind meist sinnig und lauschig, oft entzückend in ihrer stillseligen Stimmung, wie etwa „Ich liebe Dich" oder „Erzähle mir", glücklich in graziöser Abrundung und nachdenklicher Tiefe, aber ferne vom Überschäumen frischer Jugendlichkeit. „Nah an Wonne grenzt das Leid", singt der Dichter einmal mitten im Glück, als fürchte er sich vor lauterer Freude, als erschrecke er selbst vor jedem ungebändigten Gefühl.

„Bei süßem Wonnetranke,
In Deiner Arme Rast,
Winkt starr mir der Gedanke,
Ein steinern kalter Gast."

Auch in der Lyrik sind die behandelten Stoffe nicht immer naheliegend, und doch würde man Frankl bitteres Unrecht thun, wenn man sie gesucht nennte. Seine reiche Phantasie, seine vielumfassende Bildung führen ihm von allen Seiten Bilder und Vorstellungen zu, er freut sich dieses geistigen Reichthums und ist gewohnt, die Sachen zu begucken. „Sinnend lausch' ich," sagt er selbst in einem Gedichte, „Rasten und Sinnen" heißt eine Sammlung seiner Lieder, zur Mahnung spricht er in „Alleben" dieses Sinnieren geradezu als Forderung aus:

„Wandelst Du am Bache
Durch den Wald gemach,
Sinne Du der Sprache
Seiner Wellen nach.

Wenn die Blume traulich
Dir entgegenlacht,
Weile Du beschaulich
Vor der duft'gen Pracht.

Den Krystall beachte,
Der den Tropfen birgt,
Liebevoll betrachte,
Wie er lebt und wirkt.

Liebevoll versenke
Dich in jedes Sein,
Wirst vielleicht, bedenke,
Blume, Welle, Stein."

Ganz charakteristisch für Frankls Weise ist das Liebeslied „Phosphorescenz":

„Zur Barke still hinausgelehnt,
Schau' ich hinab ins Meer,
Das finster durch die Nacht sich dehnt,
So stumm, so groß, so leer.

Da in der weiten Einsamkeit,
Gesellt die Sehnsucht mild
Mir, über Meer und Länder weit,
Dein treues, liebes Bild.

Und Deinen Namen in die Flut
Schreibt träumend ein mein Stab,
Da fühlt das kalte Meer die Glut,
So dass es Flammen gab.

Und Deinen Namen feurig trägt
Das kalte Element,
Ich steh' erstaunt, wie es, bewegt
Von meiner Liebe, brennt."

Man kann nicht leugnen, dass dieses Motiv sinnig, ja geistreich gefunden wurde, sowenig es sich aufgedrängt hat; es ist aber auch wieder weit entfernt von der kolossalen Phantastik in Heines „Nordsee", der mit der höchsten Tanne aus Norwegs Wäldern an die dunkle Himmelsdecke schreibt: „Agnes, ich liebe Dich!" — dass oben noch den Enkeln diese Flammenschrift erscheint. Bei Frankl etwas nicht Gewöhnliches, aber als etwas Selbstverständliches, gar nicht Verwunderliches vorgetragen. Und das läſst sich wiederholt in seinen Werken bemerken und verleiht ihnen den Reiz des Eigenartigen und Seltsamen.

Wohl das bekannteste und schönste seiner lyrischen Gedichte, das jeder Sammlung zur Zierde gereichte, ist „Asyl":

„Hast Du ein tiefes Leid erfahren
Im wild bewegten Lebensdrang,
Dann flüchte aus der Menschen Scharen,
Zum Walde richte Deinen Gang.

Die Bäume und die Felsen wissen
Ein Wort zu sagen auch von Schmerz —
Der Blitz, der Sturm hat oft zerrissen
Der Felsen Brust, des Waldes Herz.

Sie werden Dir kein Trostwort sagen,
Wie antheillos die Menschen thun;
Doch wird ihr Echo mit Dir klagen
Und wieder schweigend mit Dir ruhn."

Wie hier an Lenau, so werden wir bei Frankl noch häufiger an Anastasius Grün erinnert, ohne den Unterschied zwischen ihm und diesen seinen Freunden zu verkennen. Frankl ist nicht von dem unheimlich-süßen Feuer verzehrt, das durch Lenaus Adern lodert; ihm blieb jene schrankenlose, hinreißende Rhetorik fremd, welche Grüns Gedichte beschwingt. Die Melancholie Lenaus erscheint bei Frankl zur sanft-elegischen Stimmung gedämpft, die nach trostvoller Versöhnung strebt; Grüns kühne Phantasie und mächtige Persönlichkeit

mit ihrem sympathischen, aber häufig allzu weit gehenden Wortreichthum erscheinen bei Frankl einfacher, aber weniger mannigfaltig, in bescheidenerem Maße, nur etwas trocken. Frankls Natur ist nicht so ausgeprägt, weicher, sich bescheidend; allein auch er kann als eine überaus erfreuliche Erscheinung gerühmt werden, welche das Banner eines, man möchte sagen, seligen Idealismus hochhält und die Überzeugung hegt: „Es liegt so Herrliches vor Dir im Klaren."

Groß ist das Glück, ein so hohes Lebensalter erreicht zu haben, wie Frankl in ungetrübter Gesundheit und geistiger Frische sich der Tage gefreut zu haben bis ans Ende, ohne vor dem Ende zu zagen, durchdrungen von der Überzeugung: „Es geht im Dasein keine That verloren." An seinem siebzigsten Geburtstage trat er mit einer dreibändigen Sammlung seiner poetischen Werke vor das Publicum, an seinem achtzigsten mit einem neuen Bande Dichtungen hervor, wie um zu beweisen, dass die Muse selbst „mit grauen Locken" noch nicht „verlebt" aussehe. Seither bescherte uns seine glückliche Sammlerthätigkeit die herrlichen Briefe Lenaus an Sophie von Löwenthal, eine der schönsten und ergreifendsten Briefsammlungen, die wir besitzen. Am Tage nach seinem Tode noch konnte die „Neue Freie Presse" wie alljährlich am 13. März ein Feuilleton mit Erinnerungen aus dem Jahre 1848 bringen. Goethe bemerkt einmal, das Eigne habe eine bestimmte Sammlung, dass sie das Zerstreute an sich ziehe und selbst die Affection eines Besitzers gegen irgendein einzelnes Kleinod durch die Gewalt der Masse gleichsam aufhebe und vernichte. So verstand es auch Frankl, aus Verstecken, aus sorgsamer Hut Merkwürdigkeiten und Erinnerungen hervorzulocken, und seine Memoiren müssen reich an Aufschlüssen und charakteristischen Zügen sein, das lehren schon die Proben, die allmählich erschienen. Hoffentlich hat er sie im ganzen druckfertig hinterlassen, so dass er, der so vielen Freunden den Nachruf verfassen musste, nun auch sich selbst den Nachruf hält.

„Durch Wort und That" wirkte Frankl sein Leben lang; treu und rastlos hat er seine Zeit ausgenützt, Glück und Schmerz ist ihm geworden; an Liebe wie an Auszeichnung und Anerkennung hat es ihm nicht gefehlt; in einem lieblichen Enkelkinde sah er sich weiter leben, und nun ist er vom Tod überrascht worden, ohne es zu wissen. Sollen wir die arabische Legende nicht für ihn verändern und sagen, dass bei seiner Erschaffung der Geist gerne die körperliche Hülle bezog und sie darum auch leicht verlassen durfte? „Viel geprüft und doch kein Meister," so hat Frankl von sich gesagt. Aber er war ein Meister edler Mensch-

lichkeit, ein Meister des Wohlthuns, ein Meister seiner selbst. Er war ein ehrlich und redlich Strebender, ein treuer Genosse der größten modernen Dichter Österreichs, ein edler Sohn unseres Vaterlandes und ein Dichter voll Begeisterung und Beruf, der nur dann sang, wenn sein Inneres erregt und bewegt worden war. Er verdient rühmliches Gedenken!



Geburt und Taufe, Tod und Begräbnis in Oberösterreich.[1]

Von **Franz Paul Piger.**

Iglau.

Überall, wo noch volksthümliches Denken zu finden ist, sind gerade Geburt und Tod von den mannigfaltigsten Gebräuchen umsponnen, in denen die Anschauungen des Volkes über diese wichtigsten Ereignisse im menschlichen Leben getreulichen Ausdruck finden. Geburt und Tod bergen, zumal für den einfachen Landmann, viel Geheimnisvolles. Er steht hier Mächten gegenüber, die ohne sein Zuthun über Sein und Nichtsein entscheiden, er steht vor Fragen, die Menschenwitz nimmer zu beantworten vermag. Aber wie in heidnischer Vorzeit gibt es noch weise Frauen, die wissen, wie man einen Blick in die Zukunft werfen kann, wie man dies oder jenes Übel vermeidet. Nicht jedem thun sie ihr Wissen kund, denn das Geheimnis erhöhte seit jeher ihr Ansehen.

Von diesen Anschauungen und Gebräuchen bei Geburt und Tod, wie sie in unserem lieben Oberösterreich, wo ein echtdeutscher Menschenschlag siedelt, heute noch sich finden, lassen sich viele auf vorchristliche Zeiten zurückverfolgen, häufig aber beruhen sie auf kindlich einfacher Symbolik, und man würde vergeblich sich bemühen, einen tieferen Sinn zu entdecken; Ähnliches versinnbildlicht eben Ähnliches, und das Volk ist nur zu geneigt, sogar die ungereimtesten Analogieschlüsse zu ziehen. In jedem Brauch und jedem Aberglauben eine tiefe mythologische Weisheit finden zu wollen, wäre verfehlt, wie jeder, der diesen Aufsatz liest, gewiss zuzugeben bereit sein wird.

---

[1]) Siehe hiezu den Aufsatz desselben Verfassers: „Eine oberösterreichische Hochzeit" im 4. und 5. Heft des XIV. Bandes.

Die Red.

I. Geburt und Taufe.

Die Kinder leben schon vor der Geburt, sie fliegen mit den Mücken oder Schwalben, manchmal auch mit den Schmetterlingen.[1]) Die Hebamme, die hier „wilde Frau" heißt, holt die Kinder aus dem Walde und schüttelt sie von den Bäumen.[2]) Kinder hat der Oberösterreicher nicht so bald zuviel. „Lieber zwölf Kinder," sagt er, „als keines!" Kein Kind zu haben gilt geradezu als Unglück. Es wird daher ängstlich Vorsorge getroffen, dass der Frau, solange sie gesegneten Leibes ist, nichts begegne, was dem zu erhoffenden Weltbürger schaden könnte. Vor heftigen Gemüthserregungen, wie Zorn und Trauer, hat sie sich zu hüten, weil das Kind es „an sich zieht". Erschrecken der Mutter macht das Kind fraissüchtig. Eier oder sonst etwas Rundes darf sie nicht in der Schürze tragen, sonst bekommt das Kind ein Ass.[3]) Der sittliche Zustand während der Schwangerschaft ist maßgebend für die Sittlichkeit des Kindes während seines ganzen Lebens. Als erwiesen gilt, dass, wenn eine schwangere Frau stiehlt, das Kind ein Dieb wird. Ungestilltes Begehren schadet dem Kinde, man soll daher einer schwangeren Frau in allem den Willen thun und allen ihren Wünschen nachgeben. Hat sie nach irgendetwas „B'langen" (heftiges Verlangen), so entsteht an der Stelle, die sie in dieser seelischen Erregung berührt, ein Muttermal. Häufig kommt der begehrte Gegenstand im Muttermale zum Ausdrucke; man glaubt in demselben Erd- und Himbeeren, ja sogar Würste u. dgl. zu erkennen. Am meisten aber muss sich die Frau, welche Mutterfreuden entgegensieht, vor dem Verschauen hüten. Wenn sie sich in einen hässlichen Menschen verschaut, bringt sie sicherlich ein hässliches Kind zur Welt, wenn sie einen Todten anschaut, bekommt das Kind Todtenfarbe oder bleibt wenigstens blass sein Leben lang. Hässliche Muttermale und Missgeburten entstehen durchwegs durch Verschauen.

---

[1]) Uralt ist die Anschauung, dass die Seele als Vogel oder Schmetterling den Leib verlässt. Vgl. Grimm, Myth. S. 788 f. Im Latein wird bildlich gesagt: „animus evolat." Vgl. Cic. Lael. c. 4. und Somn. Scip. 3, 6.

[2]) Die wilde Frau, die als Geburtshelferin auftritt, ließe sich sehr leicht mit Frau Holda oder Berchta in Verbindung bringen; bei Frau Holda weilen die Kinder vor der Geburt im Brunnen oder auf ihren heiligen Bäumen. Übrigens sind wilde Weiber arzneikundig. Gudr. 2117: „von einem wilden wibe ist Wate arzet."

[3]) Ass, Aiss, Ast bedeutet die Eiterbeule, mhd. eiz, isl. eitill. Vgl. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch s. v. Unser „Eiter" ist eigentlich dasselbe Wort.

In schwangerem Zustande ruft die Frau die heilige Anna oder die heilige Margareta an, diese sind Schutzpatroninnen der Gebärenden; nicht selten verspricht sie sich auch zu einer Wallfahrt zur heiligen Anna nach Thalheim. Am Tage der heiligen Anna gehen die Frauen von weit und breit auch nach Enzenkirchen im Innviertel, um daselbst der heiligen Geburtshelferin zu danken oder ihre Hilfe zu erbitten. Die Hebamme sitzt während des Hochamtes in einem besonderen Stuhle. Wenn nun die Frauen nach dem Opfergange vom Hochaltare zurückgehen, treten sie auch zur Hebamme hin und legen ihr eine kleine Gabe auf die Bank.

Auf die Stunde der Geburt bereitet sich die Frau durch besondere Frömmigkeit, meist durch Beichte und Communion, vor. Auch etwas Geweihtes hängt sie sich um den Hals, die Hebamme umwindet ihr das Handgelenk mit geweihtem Wachs. Wenn das Kind endlich geboren ist, wird es in ein rußiges (schmutziges) Hemd des Vaters gewickelt, man glaubt, dass es der Vater dann lieber habe. Man gibt es sodann dem Vater in die Arme, wodurch er es gleichsam als sein Kind anerkennt.

Mit des Vaters Hemd umwickelt, wird das Kind gebadet. Wenn die Hebamme das Bad anrichtet, so legt sie ein Ei, drei Stückchen Brot und einen Rosenkranz hinein. Das Badwasser sprudelt sie mit einem Sprudler, damit das Kind gekraustes Haar bekomme. Nach dem Bade schüttet sie einen Theil des Wassers auf einen Stein, damit das Kind gute Zähne erhalte. Das übrige Wasser gießt sie, wenn das Kind ein Bub ist, bei einem Birnbaum aus, wenn es ein Mädel ist, bei einem Apfelbaum.

Nichts fürchtet die Wöchnerin mehr, als dass man ihr das Kind austausche und einen Wechselbalg unterschiebe. Dieses bekommt daher, um jeden bösen Einfluss zu bannen, sobald es gebadet ist, unter der „Faschen" [1]) ein Kreuzlein aus geweihtem Wachs auf die bloße Brust. Dies Kreuzlein behält das Kind, solange es „gefascht" wird. Die Hebamme badet das Kind neun Tage, am neunten Tage „badelt" sie das „Krösengeld" [2]) ab. Am Freitag wird das Baden unterlassen, denn dieser Wochentag ist ein Unglückstag, weil Christus an einem Freitag gestorben ist.

---

[1]) Fasciae. Schon Plautus gebraucht das Wort in diesem Sinne.

[2]) Krösengeld ist das Chrisamgeld oder Taufgeld, denn mit Chrisam wird das Kind bei der Taufe gesalbt.

Wenn der Nabel früher abfällt, kann die Hebamme auch schon früher die Wöchnerin allein lassen. Der Nabel wird meist aufgehoben. Wenn das Kind anfängt in die Schule zu gehen, läßt man es den Knopf an der Nabelschnur aufmachen, damit es besser lernt, denn man glaubt, es werde ihm dann „auch der Knopf aufgehen“.[1]) Wird der Nabel, wenn er getrocknet ist, zerrieben und dem Kinde eingegeben, so hilft dies gegen die Würmer.

Uralt und heidnischen Ursprunges scheint ein anderer Brauch zu sein. Der Bauer bohrt in eine Eiche ein Loch, gibt den Nabel hinein und verkeilt die Öffnung mit einem Stück einer Haselgerte. Von den Bäumen kommen ja die Kinder, ihrer Göttin opfert man den Nabel. Auch Frau Hasel spielt in dem Liebesleben der Deutschen seit jeher eine Rolle.

Sonntagskinder haben besonderes Glück und wissen, wenn sie herangewachsen sind, mehr als andere Menschen. „Neue Sonntagskinder“, die am ersten Sonntag des Monats zur Welt kommen, haben Gewalt über die Wetter.[2]) Wenn ein Gewitter im Anzuge ist, so wirft man das rußige Hemd eines solchen neuen Sonntagskindes zum Fenster hinaus, und es hört sofort auf zu rieseln[3]) (hageln). Man sieht auch darauf, in welchem Zeichen das Kind geboren wird. Kinder, welche im Zeichen der Jungfrau geboren werden, haben mehr Glück und Segen in allen Dingen als solche, welche im Zeichen des Krebses zur Welt kommen. Am meisten Glück jedoch haben Kinder, welche bei der Geburt ein Häubchen auf dem Kopfe mitbringen.[4]) Die Taufe darf nicht lange hinausgeschoben werden, denn nur ein getauftes Kind kommt in den Himmel. Ist Gefahr vorhanden, so erhält es von der Hebamme die Nothtaufe. Stirbt das Kind, so bleibt es liegen, bis die „Goden“ kommt. Diese erst wäscht es, zieht ihm das Sterbepfoat an, das Sterbekleidchen und den Überthan (schleierartige Decke, die über

---

[1]) In den Ländern nördlich der Donau wird der getrocknete Nabel dem Kinde, wenn es die Schule zu besuchen anfängt, in das Kleid genäht.

[2]) Der Sonntag als erster Tag der Woche ist bedeutungsvoll, noch bedeutungsvoller der erste Sonntag im Monat. Vgl. über ähnliche Anschauungen Grimm, Myth. S. 1072 ff.

[3]) Rieseln, goth. risan, wird überhaupt gebraucht vom Fallen in Körnergestalt vorkommender Körper. Schmeller s. v. Das Hemd spielt im mittelalterlichen Aberglauben eine bedeutende Rolle. Das St. Georgenhemd z. B. löste jeden Zauber. Götzinger, Reallexikon, S. 764.

[4]) In der Iglauer Sprachinsel sagt man, solche Kinder bringen das Taufkleid mit zur Welt.

die Kindesleiche gebreitet wird). Todtgeborene Kinder werden sobald als möglich dem Todtengräber übergeben, der sie während der Nacht in aller Stille auf dem „unschuldigen Freithof", auf einem abgesonderten Platze des Friedhofes, eingräbt. Todtgeborene Kinder, die keine Taufe erhalten können, kommen nicht in den Himmel, sondern an einen Ort, an dem sie weder Freude genießen noch Pein zu erdulden haben. Von todtgeborenen Kindern wird nicht gesprochen. Stirbt die Wöchnerin selbst, so bekommt sie als Todtenschmuck ein weißes Kleid, weißen Schleier und Kranz wie eine Jungfrau. Sie kommt von „mundauf" [1]) in den Himmel, denn neun Tage steht ihr die Himmelsthür offen. Das Grabkreuz, das beim Leichenbegängnisse vorangetragen wird, ist ebenfalls mit weißem Schleier geziert. Stirbt die Wöchnerin sammt dem Kinde, so wird ihr dasselbe in die Arme gelegt, und beide werden in denselben Sarg gebettet. Es kommt auch vor, dass man den Sarg eines Kindes mit dem Sarge eines Erwachsenen in einem Grabe begräbt, weil der „neue Engel" vor dem Richterstuhle Gottes ihm zur Seite stehen wird.

Kinderkrankheiten heilt man durch Wenden. [2]) Hat ein Kind die häutige Bräune (Diphtheritis), nimmt man drei junge Zweige eines Weichselbaumes, bindet sie zusammen und „wendet" sie neunmal in Kreuzesform über den Mund mit den Worten: „Lunge, Leber, häutige Bräun', Du musst weichen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Den Zweig steckt man in die heiße Ofenröhre; sobald er verdorrt ist, ist dem Kinde geholfen. Bei der englischen Krankheit, dem Unterwachsen, fährt man mit beiden Daumen von vorn nach rückwärts über die unterste Rippe des Kindes und spricht dabei: „Herzgesperr und Unterwachs weich' aus meiner Rippen wie Jesus, Maria und Josef aus Ägypten." Hat das Kind einen Bruch, so nimmt man einen Kreuzschlüssel, dessen Bart nämlich einem Kreuze ähnlich ist, wendet damit neunmal, jedesmal ein Kreuz machend, über den Bruch und sagt: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Mein liebes Jesulein, mein liebes Kindelein, mein liebes

[1]) Durch den Mund verläfst die Seele den Körper, wie sie Gott dem ersten Menschen mit dem Munde einhauchte.

[2]) Der ungemein weit verbreitete Zauberbrauch heißt so, entweder weil man die Krankheit wendet, oder weil man mit der Hand oder irgendeinem zum Zauber geeigneten Gegenstand über die kranke Stelle hinstreicht, was eben das Wort nach seiner Bedeutung im Mittelhochdeutschen auch heißen könnte. Man vgl. darüber Benecke und Lexer s. v.

Brüchelein, geh in das Bäuchelein. Gelobt sei Jesus Christus. Wer hat Dich erschaffen, wer hat Dich erlöst, wer hat Dich geheiligt? Der heilige Geist." Amen darf zu diesem Spruche nicht hinzugefügt werden. Nebst dem Wenden gibt es noch andere Zaubermittel. Gegen Fraisen hilft ein Fraisenbrief, das Kreuzlein, das man einem Todten mit in das Grab gegeben; auch eine Auerhahnzunge, die man dem Kinde anhängt, thut gute Dienste. Das Hemd, das man dem Kinde über den Kopf auszieht und in den Bach wirft, ohne sich danach umzuschauen, nimmt die Fraisen mit. Gegen häutige Bräune hilft auch folgender Zauber. Man nimmt einen jungen Zweig eines Kirschbaumes, wendet sich gegen Osten und spricht, den Zweig nach abwärts zur Erde haltend: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Den Bruch vertreibt auch das Ei einer schwarzen Henne, mit dem man denselben einreibt.[1]) Derartigen Zauber wenden meist Frauen an, die ja seit jeher bei den Deutschen heilkundig waren.

Die Taufe findet, selbst wenn das Kind völlig gesund ist, zwei bis drei Tage nach der Geburt statt. Der Knecht, der schon weiß, was er zu thun hat, ziert seinen Hut mit künstlichen Blumen und geht zu den Gevattersleuten, sie um das christliche Werk zu bitten. Wenn der Knecht kommt, wissen sie gleich, um was es sich handelt, der Bauer und die Bäuerin waren schon vor Wochen bei ihnen, um wegen der Pathenschaft zu reden. Meist heben sich zwei Familien gegenseitig aus der Taufe. Der Bua bekommt einen „Göth", das Dirnl eine „Goden". Regelmäßig erscheinen aber Bauer und Bäuerin zur Taufe, mag nun ein Göth oder eine Goden nothwendig sein, sie sind eben die Gevattersleute, die nöthigenfalles Vaterstelle zu vertreten haben. Die Pathenschaft abzulehnen ist unzulässig. Ein uneheliches Kind freilich will niemand gerne „heben"; wenn sein Vater nicht zahlen will, könnte man leicht „Keiereien"[2]) (Ungelegenheiten) haben. Auch der Herr Pfarrer greint, wenn man für ein uneheliches Kind die Taufe verlangt. Das Kind wird vor der Taufe von der Hebamme besonders schön eingefascht. Der Göth oder die Goden stecken, ohne dass die Eltern es merken, das Krösengeld, meist einen Zweigulden, noch vor der Taufe in die Faschen, damit das Geld durch die heilige Handlung geweiht werde. Die Taufe findet meist gegen Abend statt. Ist das Kind ein Bub und gehört es einem reicheren Bauer, so lassen es sich

[1]) Das Abwärtshalten des Zweiges und das Ei der schwarzen Henne deuten darauf hin, dass man ursprünglich die Gottheiten der Unterwelt versöhnen wollte.

[2]) Vgl. Schmeller s. v.

die Nachbarn nicht nehmen, Freudenschüsse abzugeben. Buben haben deswegen den Vorzug, weil sie der Kaiser brauchen kann. Das Kind wird von der Hebamme zur Kirche getragen, während der Taufhandlung aber vom Göth oder der Goden gehalten. Den Namen bekommt es meist von den Gevattersleuten, aber auch vom Vater oder der Mutter. Zurücktaufen, d. h. dem Kinde den Namen eines Heiligen geben, dessen Fest schon gewesen, darf man nicht, weil dies Unglück bringt und das Wachsen des Kindes hemmt. Auch der Name eines bereits verstorbenen Kindes darf nicht mehr gegeben werden. Die häufigsten Namen sind Franz, Josef, Johann, Karl und Marie, Resl, Lois, Nanni. Sind dem Bauer schon mehrere Kinder gestorben, so nennt er gern ein endlich noch erschienenes Kind Adam oder Eva, obwohl sonst diese Namen ungewöhnlich sind, er hofft, dies werde ihm behilflich sein, seinen Stamm fortzupflanzen. Häufig bekommt ein Kind den Beinamen „Gaidan" (Cajetan), denn dann bekommt es keine Fraisen.

Nach der Taufe findet im Gasthause das „Kindlmahl" statt, wozu Pfarrer, Messner, Hebamme und die „Befreundeten" (Verwandten) geladen werden. Auch Nachbarsleute finden sich beim Mahle ein, verpflegen sich aber selbst. Das Mahl dauert über Mitternacht hinaus. Auch das Kind, das nach der Taufe das Mensch (Magd) übernimmt, wird zum Mahle mitgebracht, denn ihm zuehren findet es ja statt, bleibt aber nur etwa eine halbe Stunde. Die Magd trägt es sodann zur Mutter, von der sie für diese Dienstleistung ein Trinkgeld empfängt. Die Mutter nimmt das Kind auf den Arm und betet ein Vaterunser, damit es leichter beten lernt.

Die Wöchnerin sollte eigentlich sechs Wochen das Haus nicht verlassen, sie heißt deswegen auch Sechswöchnerin. Da dies aber bei bäuerlichen Verhältnissen nicht thunlich ist, lässt sie sich oft schon nach zwei oder drei Wochen vom Pfarrer „fürigsegnen". Auf dem Gange zur Kirche muss sie jemand begleiten, denn sonst hat der Teufel über sie Macht. Während der Pfarrer den Segen über sie spricht und sie dadurch reinigt, muss eine geweihte Kerze brennen. Bevor sie durch den Priester die Reinigung erhalten, darf die Wöchnerin kein geweihtes Wasser nehmen, um sich damit zu besprengen. Über das Dach hinaus darf sie sich nicht blicken lassen, die Nachbarsleute würden es ihr gar sehr verübeln. Es kommt aber manchmal vor, dass eine glaubt, wenn sie ein Regendach oder vielleicht auch nur eine Rinde über den Kopf hält, der strengen Forderung genügegethan zu haben. Wenn die

Frau vor dem Fürigsegnen das Haus verläßt, so schäuert (hagelt) es. Ledige Mütter werden vom Pfarrer nicht fürigsegnet, sie halten aber diese Reinigung für so nothwendig, dass sie trotzdem mit der Mutter zur Kirche gehen, um dort wenigstens zu beten.

Aus dem allen geht in voller Deutlichkeit hervor, dass der Glaube an die Verunreinigung der Wöchnerin durch die Geburt, wie er sich bei vielen Völkern findet,[1]) wenn auch unbewusst, in Oberösterreich besteht.

Während die Wöchnerin daheim bleiben muss, „suchen" (besuchen) sie die Gevattersleute und bringen ihr Lebensmittel. Nach acht Tagen bringt die Gevatterin Meth und Wein; auch Nachbarsleute stellen sich nicht selten mit Geschenken ein. Die Wöchnerin hat sogar das Recht, Gaben zu fordern, nur kleidet dies die Sitte auf echt bäuerliche Weise in Scherz. Kommt ein Bekannter zu ihr, wenn sie schon einmal „auf ist", so nimmt sie ihm bei der Thüre, wenn er es unterläßt, den Hut sogleich vom Kopfe zu nehmen, denselben weg und stellt ihn erst zurück, sobald er verspricht, ihr nächstens etwas zu bringen.

Auch das Kind darf längere Zeit nicht ins Freie getragen werden. Zum Schutze gegen jeglichen bösen Einfluss trägt es noch immer das Wachskreuzlein auf der bloßen Brust, denn noch immer verfällt es leicht dem Zauber. Loben darf man dasselbe beileibe nicht, es könnte verschrien werden. Wenn jemand kommt, nimmt er das Kind bei der Nasenspitze und sagt, um jeden bösen Einfluss gleich im vorhinein unwirksam zu machen: „Unser Herrgott bhüt Enk's!" Während des ersten Jahres darf man das Kind im Regen nicht hinaustragen, es bekommt sonst „Guggerschecken".[2])

Während des ersten Jahres muss das Kind so viel als möglich in seinem von der Natur gegebenen Zustande belassen werden. Man darf ihm die Haare nicht scheren, sonst würde später sein Haarwuchs Schaden leiden, man darf ihm die Nägel nicht abschneiden, sonst würden die Finger schwären oder das Kind gar ein Dieb werden. Wachsen sie

---

[1]) Einzelne asiatische Völker gehen in dieser Anschauung so weit, dass sie die Wöchnerin völlig hilflos liegen lassen.

[2]) Guggerschecken sind Sommersprossen. Man vgl. darüber Schmeller s. v. Kuckuck. Über die Bedeutung des Kuckucks als Herold der Ehe und Bote der Liebesgöttin Holda vgl. Colshorn, Deutsche Mythologie, S. 290 und 297 f. In christlicher Zeit wurde der Kuckuck zu einem Zaubervogel, ja geradezu zum Teufel. Man vgl. die Ausdrücke: „Geh zum Kuckuck!" „Hol' Dich der Kuckuck!" Dass der zweite Theil des Wortes mit „der Schecke" und „scheckig" zusammenhängt, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

ihm allzusehr, so muss sie der Göth oder die Goden abbeißen.[1]) Strafen darf man das Kind im ersten Jahre nicht, sonst wirken später keine Schläge mehr. Auch das Thun der Mutter kann dem Kinde in dieser Zeit schaden. Wenn sie das Kind im Arm haltend die Nothdurft verrichtet, kann dies eben in dieser Beziehung dem Kinde schädlich werden. Ist das Kind einige Wochen alt, so findet das „Weisat"[2]) im Hause der Wöchnerin statt. Es kommen die Gevattersleute und Verwandten zu einem Mahle zusammen. Erstere bringen Brot, einen Schilling (30) Eier[3]) und Wein; auch Geld wird verabreicht. Als Ersatz für das Weisat nehmen dann die Gäste alle Reste, die sich auf dem Teller aufgehäuft, als sogenanntes „Bschoadessen"[4]) mit sich.

Kommt das Kind zum erstenmale in ein fremdes Haus, so gibt man ihm ein Ei, damit es früher sprechen lernt.[5]) Mit diesem Ei muss man ihm zuhause etwas kochen und davon zu essen geben.

Nach einem halben Jahre bekommt das Kind von den Gevattersleuten das kleine „Wuzelgewand",[6]) ist das Kind etwa vier Jahre alt, das große.

Damit ist aber die Aufgabe des Göth und der Goden nicht abgethan. Sie zeigen ein besonderes Interesse an dem körperlichen und sittlichen Gedeihen des Pathenkindes für und für. Ein ungerathenes Kind kränkt und beschämt die Pathen in gleicher Weise wie die Eltern. Die Pathenschaft wird in Oberösterreich noch ernst genommen. Sterben die Eltern des Kindes, so sind die Pathen, wenn sie anders nicht selbst

---

[1]) Bei mehreren wilden Völkern herrscht die Anschauung, es könne mit früheren Theilen des menschlichen Körpers, wie Haaren, Nägeln, schädlicher Aberglaube getrieben werden. Dies sollte wohl auch bei unseren Bauersleuten ursprünglich vermieden werden.

[2]) wîsat bedeutet eigentlich das Geschenk, das bei feierlichen Anlässen, wie Taufe, Hochzeit u. s. w., meist in Naturalien verabreicht wird. Auch die Abgabe der Hörigen heißt so. Man vgl. Benecke und Lexer.

[3]) Ursprünglich ist der Schilling, solidus = 40 denarii. Später rechnete man ihn zu 12 Pfennigen, aber schon frühzeitig infolge Ausmünzung schlechter schwarzer Pfennige zu 30.

[4]) Ich leite das Wort ab von scheiden. Es bedeutet also Scheidessen. Der Ausdruck und der Brauch finden sich auch bei Hochzeiten der Deutschen in Böhmen und Mähren.

[5]) In der Iglauer Sprachinsel heißt dies Ei deswegen Schnatterei oder Plapperei.

[6]) Das Wort stammt her von wuzeln oder wuseln = kleine Bewegungen nach Art des Kindes beim Gehen machen. Vgl. Schmeller s. v.

ganz arm sind, verpflichtet, sich des Kindes anzunehmen, und sie thun dies auch meist bereitwillig.

II. Tod und Begräbnis.

Gern stirbt der Bauer auch in Oberösterreich nicht; aber dass er sich gar so sehr vor dem Tode fürchten sollte, kann man nicht sagen, dazu ist sein Leben ein zuwenig freudvolles. Viele Todtenlieder und Grabinschriften besagen, dass der Tod eigentlich bloß die Leiden des Lebens endige und man daher über ihn füglich auch nicht allzusehr zu klagen brauche. Der Bauer meidet auch nicht ängstlich den Gedanken an den Tod. „Einmal muss es sein," pflegt er zu sagen. Auf viele Jahre hinaus Pläne zu machen, hält er für vermessen. Spricht man mit ihm von solchen, so sagt er gern: „Wer weiß, erlebt man's?"

Den Tod weiß der oberösterreichische Bauer meist vorher, der Tod meldet sich, gibt ein Zeichen. Besonders der Sargtischler hat regelmäßig eine Ahnung, wenn ein Dorfgenosse stirbt. Wenn er auch auf die „Stear" [1]) gehen sollte, sagt ihm in diesem Falle eine innere Stimme: „Heute bleibst Du zuhause, man braucht gewiss einen Sarg." Sollte er diese Stimme nicht verstehen, so hört er sicher bei Nacht bei den Brettern und Werkzeugen ein Rascheln und Herumhantieren, das ihm jeglichen Zweifel benimmt, was gemeint sei. Aber auch andere Leute wissen es, wenn der Tod sich ein Opfer sucht. Hört man zur Nacht oder auch bei Tage ein Klopfen oder Flüstern, Öffnen der Thüren oder schlürfende Tritte, so meldet sich der Tod. Oft schaut der eben Verstorbene zum Fenster hinein oder tritt zu einem ans Bett. Man glaubt, man habe ihn wirklich gesehen, bis am folgenden Tage die Kunde von seinem Tode die Aufklärung gibt. Auch im allgemeinen weiß man im vorhinein, ob in diesem Jahre der Tod eine reiche Ernte halten wird oder nicht, ob mehr Männer oder Weiber mit dem Tode abgehen werden.

Wenn in den „Nachten" (Weihnachten) niemand stirbt, so sterben wenig Leute im folgenden Jahre, stirbt ein Mann, so müssen mehr Männer „abreisen", wenn ein Weib, mehr Weiber. Unter Eheleuten

---

[1]) Stear, Stör ist die Arbeit eines Handwerkers in der Wohnung des Bestellenden gegen Kost und Lohn. Die Ableitung ist nicht recht klar. Vielleicht hat man an Störung zu denken, die der Handwerker verursacht, wie Schmeller vermuthet. Bauern pflegen aber gegen Handwerker, die sie äußerst aufmerksam bewirten, nicht so grob zu sein, sie zu einer Störung einzuladen.

stirbt früher, wer bei der Hochzeit früher zur Kirche kommt. Stirbt am Tage der Hochzeit jemand, so ist es von entscheidender Bedeutung, ob dies ein Mann oder ein Weib ist. Ist während des Sonntags ein Grab offen, so stirbt bald jemand aus der Gemeinde, bleiben beim Tischgebete alle plötzlich stecken, so geht jemand aus der Familie mit dem Tode ab. Wenn beim „Kirigehen" (Kirchengehen) zufällig mehr Leute zusammentreffen, so dass es fast wie ein Leichenzug ausschaut, so wird von dieser Seite bald ein Todter auf den Friedhof geleitet. Träumt man von Wäsche, bedeutet es einen Todesfall, denn die Bettwäsche eines Verstorbenen muss sogleich gewaschen werden; träumt man von großem Wasser, so wird bald jemand aus der Mitte seiner Angehörigen gerissen, wie ja auch das Wasser alles mit sich fortreißt. Auch seltene Zufälle werden als Todesanzeichen benützt. Schlägt es gerade, während der Priester die Hostie erhebt, auf der Kirchenuhr Stunde, so wird bald einem aus der Schar der Andächtigen das letzte Stündlein schlagen. Die gefährlichste Zeit für Kränkliche ist der Herbst, der Miselsüchtige[1]) „geht", wenn das Laub von den Bäumen fällt.

Zu jeder Zeit an Arbeit gewöhnt, legt sich der Bauer nur ungern zubette. Krankheiten sucht er durch Wenden abzuwenden. Kommt es schließlich doch zum Sterben, so versammeln sich die Hausgenossen vor dem Bette, die Sterbekerze wird angezündet, der Rosenkranz um die Hand gewunden und das Sterbekreuz in die Hand gegeben. Ist der Pfarrer nicht da, so liest, wer es eben kann, dem Sterbenden die Sterbegebete vor. Ist der Tod in unmittelbarer Nähe, so ertönt des öfteren leise das Lorettoglöcklein, das besonders geweiht ist und dem Sterbenden einen leichten Tod erwirkt. Wenn der Sterbende gar nicht sterben kann, wenn er lange „zieht", so erwartet er einen Bekannten oder Verwandten, den er noch sehen möchte, und es ist daher Pflicht der Verwandten, sich vollzählig am Sterbelager einzufinden.

Ist der Tod wirklich eingetreten, so drückt der nächste Verwandte, der anwesend ist, dem Verstorbenen die Augen zu. Damit sie sich nicht mehr öffnen, legt man auf jedes ein Vierkreuzerstück; die Uhr läßt man stehen, denn des Lebens Uhr ist abgelaufen. Schmerz darf sich wohl äußern, aber nicht in übertriebenem Maße; er geht von Herzen und ist nicht Sitte, wie es in slavischen Ländern der Fall ist, wo man

[1]) Im Mittelhochdeutschen bedeutete das Wort „aussätzig", der oberösterreichische Bauer gebraucht es für kränklich überhaupt oder lungensüchtig. Es stammt vom lat. misellus.

weinen und sogar laut jammern muss. Der Schmerz kennt aber immerhin eine gewisse Abstufung. Über den Tod eines Kindes darf nur die Mutter weinen, sonst hat man eher Freude als Trauer, denn das Kind ist ein Engel geworden, auf dessen Fürbitte man sich verlassen kann.[1] Diese Freude kommt auch äußerlich zum Ausdrucke. Weißgekleidete Mädchen, das Haupt mit einem Blumenkranze umwunden, tragen die mit weißem Schleier gezierte Bahre eines verstorbenen Kindes zugrabe. Alte Leute soll man nicht übermäßig betrauern, sie haben ihr Lebensmaß erreicht. Aber auch der Tod von Jünglingen und Jungfrauen erweckt nicht in dem Maße Herzeleid, als man erwarten sollte. Sie singen im Himmel ein Lied, das Verheiratete nicht singen dürfen. Jungfrauen, an denen kein Makel haftet, werden von weißgekleideten Freundinnen zugrabe getragen, und auch die Jünglinge, die einen verstorbenen Freund zur letzten Ruhestätte tragen, haben Hut und Weste mit einem Blumenstrauße geziert. Jünglinge und Mädchen, die sich gegen Sitte und Zucht vergangen, dürfen die Leiche nicht tragen. Der praktische Sinn des Bauers findet Trauer nur dann in vollem Maße berechtigt, wenn ein arbeitskräftiger, arbeitslustiger Mensch, der seiner Familie als Stütze diente, gestorben ist. Wenn arbeitsscheue, nichtsnutzige Leute sterben, hört man sagen: „Ist kein Schad um sie."

Der Verstorbene wird von Verwandten gewaschen, und man zieht ihm ein hübsches Kleid an, manchmal das Bräutigams- oder Brautgewand. Meist bahrt man den Todten im Vorhause auf, ein geweihtes Kreuz und geweihtes Wachs werden ihm auf die Brust gelegt. Die Hände werden gefaltet und ein Rosenkranz um sie gewunden. Neben der Leiche befinden sich auf einem Stuhl Weihwasser und ein Buxbaumzweig oder drei Kornähren, und jeder, der kommt, um für den Verstorbenen zu beten, besprengt ihn mit dem geweihten Wasser. Um dem Todten den Schutz und die Fürbitte der Heiligen zu sichern, werden ringsum Heiligenbilder an die Wand gehängt, so dass von letzterer fast nichts mehr zu sehen ist. Leistet man dem Entschlafenen nicht alles, was sich gehört, so kann es vorkommen, dass er nachts erscheint und etwa das Polster einem unterm Kopfe wegzieht.

Ist der Todte aufgebahrt, so werden Knechte und Verwandte ausgeschickt, um den Tod anzusagen und das christliche „Gleit" zu er-

[1]) Nach einer weitverbreiteten Ansicht muss das Kind die Thränen der Mutter in einem Kruge mit sich tragen und soll schon deswegen die Mutter dem Weinen bald Einhalt thun. Man vgl. Grimm, Myth. S. 884 f.

bitten. Auch den Bienen muss der Tod angesagt werden. Der Knecht geht zu jedem einzelnen Stocke und verständigt die Bienen durch dreimaliges Klopfen von dem Tode ihres Herrn. Thut man es nicht, so sterben sie ab.[1]) Das Bett, auf dem der Todte krank lag, wird ausgeräumt und das Stroh auf einer Wegkreuzung verbrannt.

Nun kommt der Tischler, den Sarg „anzumessen". Wenn er bei dieser Gelegenheit ein Werkzeug vergisst, sagt man: „Er wird bald wieder kommen."

Der Tischler ist auch meist der Todtengräber. Wenn er das Grab gräbt, wird er mehr müde als bei sonstiger Arbeit, denn die „Freithoferde zieht". Bei der Leiche brennt ein Licht für die armen Seelen. Löscht dieses Licht aus, so stirbt bald jemand. Während der Nacht wird von den Nachbarn die Todtenwache gehalten. Es wird gebetet, aber auch geraucht, gesungen und getrunken. Meist singt man das Lied „Karl am Grabe seiner Wilhelmine", lustige Lieder zu singen gilt als unpassend. Öffnet sich im Verlaufe der Zeit ein Auge des Todten, so stirbt bald jemand in der Nachbarschaft oder „Freundschaft".

Die Leiche muss wenigstens 48 Stunden aufgebahrt bleiben. Das Begräbnis findet vormittags statt. Der Knecht des Wirtes, bei dem das Todtenmahl gedingt ist, holt die Leiche ab. Auch auf der Hinfahrt darf niemand aufsitzen; manchmal reitet der Knecht. Schaut sich der Knecht oder ein Pferd um, so stirbt bald jemand nach.

Die Leiche tragen Nachbarn aus dem Hause, auf der Thürschwelle stellen sie selbe dreimal nieder und sagen dabei jedesmal den christlichen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!" Es ist dies der Abschied vom Hause.[2]) Sodann ladet man den Sarg auf den Wagen, der langsam zur Kirche fährt.

Die Pferde scheinen zu wissen, um was es sich handelt, denn sie pflegen, wenn sie einen Todten führen, mehr zu schwitzen als sonst und ziehen nur schwer den Wagen. Sie und die Hunde, die durch lautes Heulen ihr Mitgefühl zu äußern pflegen, sind verständig wie die Menschen, nur fehlt ihnen die Sprache. Verwandte und Nachbarn geleiten den Todten zum Grabe. Voraus geht ein Laternenträger, ihm schließen sich die Männer an. Unmittelbar vor dem Sarge trägt ein

---

[1]) In der Iglauer Sprachinsel geht der Knecht auch zur Stallthüre und ruft in den Stall hinein: „Der Herr ist gestorben!" Man sieht daraus, in welch vertrautem Verhältnisse der Bauer zum „lieben" Vieh steht.

[2]) Dieses Niederstellen ist auch in der Iglauer Sprachinsel Sitte, deren ländliche Bevölkerung österreichisch-bayerischen Ursprunges ist.

junger Bursche das Kreuz, das auf das Grab gepflanzt wird; hinter dem Sarge gehen die Weiber. An einem bestimmten Platze macht man halt, stellt den Sarg ab und erwartet den Priester, den Schulmeister sammt den Sängern und dem Fahnenträger. Man beeilt sich, früher als diese zu kommen, um damit anzudeuten, dass auch der Verstorbene nie zu spät in die Kirche kam. Ist der Geistliche mit seinen Begleitern erschienen, legt man den Todten auf die Bahre, die zwei Träger von der Kirche herbeigebracht, über den Sarg aber wird eine schwarze Decke mit einem weißen Kreuz in der Mitte gebreitet. Ist dies geschehen, wird ein Todtenlied gesungen. Die Todtenlieder sind durchwegs rührenden Inhaltes und machen auf die Umstehenden sichtlich einen ergreifenden Eindruck, nicht selten sieht man Thränen in ihren Augen. Es ist schade, dass man diese Art der Volkslieder mehr und mehr durch Kunstlieder zu verdrängen sucht. Der Todte spricht in diesen theilweise alten Liedern meist selbst zu den Überlebenden. Er dankt für empfangene Wohlthaten, bittet um Verzeihung für jedes Unrecht, das er bewusst oder unbewusst jemand zugefügt, und nimmt Urlaub von Weib und Kind. Der Tod hat ihm Erlösung gebracht, alle Leiden sind jetzt zuende. Ist das Todtenlied gesungen, so segnet der Priester die Leiche ein und spricht die Todtengebete. Sodann wird der Sarg von den Nachbarn auf die Schultern gehoben, und der Leichenzug wallt zum Friedhofe. Hier angelangt, wird haltgemacht und abermals gebetet und gesungen. Das Gleiche geschieht vor dem offenen Grabe. Früher wurde der Sarg zuerst in die Kirche getragen, woselbst in Anwesenheit des Todten die Seelenmesse gelesen wurde.

Ist der Leichnam in das Grab gesenkt, wirft jeder Leidtragende drei „Bröckl Koth" (Erde) auf den Sarg. Es ist dies der letzte Liebesdienst, der dem Todten erwiesen wird. Leichter mag ihm die Erde sein, die Freundeshand auf ihn geschüttet. Nachdem der Priester seine Segensworte gesprochen, beginnt der Todtengräber seine kurze Rede. Er gibt an, wann der Opfergang stattzufinden habe, wann das Gebet vor dem Bußkreuze verrichtet werden solle, und wo man sich dann zum Todtenmahle zu versammeln habe. Schließlich dankt er, wenn kein „Conduct" [1]) (Todtenmahl) stattfindet, den Trauergästen für ihr Erscheinen. Vom Grabe weg geht man in die Kirche, wo das Todtenamt abgehalten wird. Während des Gottesdienstes gehen die Leidtragenden

[1]) Das Fremdwort hat seine Bedeutung verengt, indem Conduct bloß noch „Todtenmahl" bedeutet. Man sieht daraus, dass dem Bauer der Todtenschmaus schier als die Hauptsache erschien.

zum Opfer, wobei sie dann, wenn sie um den Altar herumgekommen sind und ihre Gabe abgegeben haben, zum christlichen Angedenken ein Heiligenbild erhalten. Während des Traueramtes errichtet der Todtengräber den Grabhügel und pflanzt das Todtenkreuz darauf. Er sieht darauf, dass sich die Erde nicht allzu locker aufeinanderlege, denn wenn „das Koth" des Grabhügels bald einfällt, so wird Platz für einen zweiten, und es stirbt bald jemand nach.

Nach dem Gottesdienste und dem allgemeinen Gebete für die Verstorbenen vor dem Bußkreuze geht man ins Wirtshaus zum Conduct. Männer und Frauen sitzen getrennt an verschiedenen Tischen. Man zählt oft zehn oder noch mehr Tische. An jedem Tische sitzen zwölf Personen. An gewöhnlichen Tagen genießt man Fleisch, an Fasttagen Reis mit Eibeben. Was man nicht zu essen vermag, nimmt man wie beim Tauf- und Hochzeitsschmause als Bschoadessen mit nach Hause. Während des Mahles soll man sich lärmender Fröhlichkeit enthalten und in freundlichen Worten des Todten gedenken, übler Nachrede darf man beileibe nicht pflegen. Häufig hört man sagen: „Wenn einer geschimpft werden will, muss er heiraten, wenn er gelobt werden will, muss er sterben." Die Todten sollen eben in Ruhe gelassen werden. Die Lebenden freilich gerathen nicht selten in Streit, wenn das Testament nicht allseitig befriedigt oder die Erben sich nicht friedlich in die Verlassenschaft zu theilen vermögen. Da möchte wohl auch der Erblasser manchmal ein bitteres Wort hören, wenn er nicht draußen ruhete im „Freithofe".

Am Schlusse des Conductes erscheint der Todtengräber. Er betet fünf Vaterunser und den Glauben, wobei alle mitbeten. Jetzt erst dürfen die Gäste aufbrechen, müssen sich aber früher bei den Verwandten des Verstorbenen bedanken; wenn kein Conduct stattfindet, bedanken sich, wie bereits erwähnt, die Verwandten für das Geleite am Grabe.

Man geht nun auseinander, und allmählich wird auch des Todten vergessen. Wenn Vater oder Mutter stirbt, herrscht Trauer in der ganzen Familie. Die weiblichen Familienangehörigen kleiden sich ein Jahr lang ganz schwarz.

Ist die Tochter durch Umstände gezwungen, während des Trauerjahres zu heiraten, so trägt sie selbst bei der Hochzeit den Trauerkranz, der des grünen Blätterschmuckes gänzlich entbehrt. Auch die Witwe muss, so verlangt es die Sitte, das Jahr der Trauer und der Klage einhalten, sich in Trauerkleider hüllen und öffentliche Ver-

gnügungen meiden. Der Deutsche hält lautes Jammern und Klagen selbst am Grabe zurück, lange aber pflegt er der verstorbenen Lieben zu gedenken.[1])

Wird von dem Verstorbenen gesprochen, so sagen die Leute jedesmal: „Tröst' ihn Gott!" oder „Gott hab' ihn selig!" Aber auch in Oberösterreich mag es vorkommen, dass die Trauer nicht immer vom Herzen geht. Ist die Witwe oder der Witwer beim Begräbnisse auffallend sauber gekleidet, so dass man die bewusste Sorgfalt merkt, so sagt man, sie dächten schon wieder an eine zweite Heirat.[2]) Wenn die überlebende Gattin viel weint und klagt, sagt man, freilich etwas derb: „Die Kuh, die ums Kalb ‚reart',[3]) stiert bald." Der Deutsche hält eben das laute Weinen, das beim Slaven Sitte geworden, für gemacht und erkünstelt.

Die Zeit lindert jeden Schmerz, und so wird auch der Todte allmählich weniger genannt und schließlich völlig vergessen. Manchmal aber hat er im Grabe keine Ruhe. Der Tod hebt die Verpflichtungen, die einer im Leben eingeht, nicht auf. Hat jemand einen Besuch fest und bestimmt versprochen, so macht er ihn auch nach dem Tode; man kann sicher sein, dass er nachts vor dem Fenster oder gar vor dem Bette erscheint.

Hat der Verstorbene sich bei Lebzeiten etwas zuschulden kommen lassen, das nach seinem Tode Sühne erheischt, hat er zum Beispiel den Markstein vorgerückt oder dem Nachbar eine Furche weggeackert, so findet er im Grabe keine Ruhe, so geht er „huem" (heim), bis der angerichtete Schade ersetzt ist. Das Kreuz, das dem Leichenzug vorausgetragen wird, wird später, da es nur aus Holz besteht, durch ein schöneres aus Gusseisen ersetzt. Die Schönheit des Kreuzes beweist noch nicht die Größe der Trauer, es kann in ihm auch der Stolz der Familie seinen Ausdruck finden. Die Grabkreuze sind mit der Vorderseite, auf der der Spruch steht, meist der Kirche zugewandt, von dort erhofft ja der Todte Leben und Wiedererstehen im besseren Jenseits. Die Grabinschriften weisen ähnlichen Inhalt und Gedanken auf wie die

---

[1]) Vgl. Tac. Germ. c. 27: „lamenta et lacrimas cito, dolorem et tristitiam tarde ponunt; feminis lugere honestum est, viris meminisse."

[2]) In Tirol sieht man darauf, ob der Bauer, wenn er beim Begräbnisse nach dem Gebet von der Erde sich erhebt, die Knie abwischt. Vergisst er das nicht heiratet er bald.

[3]) Man vgl. die Wörterbücher. Das Klagen des Hirsches bezeichnen die Jäger ebenfalls mit dem Ausdruck „Röhren".

Todtengesänge. Auch hier wird der Todte meist selbstredend eingeführt. Am öftesten kehren die Gedanken der Vergänglichkeit wieder. Der Todte erinnert den Lebenden, dass er einst das sein werde, was er bereits sei. Zu St. Georgen am Attersee warnte einst ein gefallenes Mädchen in einem längeren Gedichte ihre noch lebenden Freundinnen vor ähnlichem Unglück. Ob der Spruch noch dort zu finden ist, weiß ich nicht.

Die Inschriften werden von einem bäuerlichen Dichter verfasst und entbehren nicht der einfachen, rührenden Schönheit. Ich wenigstens habe mich schon auf manchem ländlichen Friedhofe an den oft unbeholfenen, immer aber gutgemeinten Sprüchen der Todten erbaut.





Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Frachtporto. Ein Vorschlag, die bei dem Postverkehr üblichen Grundsätze der Gebürenbemessung auf alle Transportleistungen auszudehnen. Von Dr. Julius Wilhelm. Verlag von Leopold Weiß, Wien 1892.

Die ungeheuren Erfolge des Pennyportos und des Weltpostvereines einerseits, die belebenden Wirkungen so des ungarischen wie des österreichischen Zonentarifes anderseits haben den genannten Forscher zur Ersinnung einer Reihe von Maßregeln veranlasst, deren Durchführung eine gründliche Umgestaltung der veralteten Tarifpolitik der heutigen Bahnen nach sich ziehen würde, und welche, unter dem Schlagworte „Frachtporto" zusammengefasst, im obigen Werke dargestellt sind. Theils postalische, theils eisenbahnwirtschaftliche Einrichtungen von großer Tragweite für Handel und Gewerbe betreffend, verdienen die in Rede stehenden Vorschläge die Beachtung aller competenten Factoren. Besonders anerkannt muss werden, dass Dr. Wilhelm seine Pläne nicht mit einseitiger Begeisterung verficht, sondern, sich größter Nüchternheit befleißigend, durchaus wissenschaftlich verfährt. Er bringt selber die verschiedenen Einwendungen vor, welche gegen seine Reform erhoben werden könnten, wobei es ihm aber auch gelingt, sie zu widerlegen. Für die Kenner der Literatur über das Personenporto wird es von Interesse sein, zu vernehmen, dass der Urheber des Frachtportogedankens, ehe er den letzteren eingehend entwickelt, auch einen wesentlich vereinfachten und verbilligten Personentarif vorschlägt, der sich bereits stark dem idealen Personenporto nähert, ein Mittelding zwischen dem Zonentarif der ungarischen und dem der österreichischen Staatsbahnen ist und auf dem Grundsatze einer progressiven Begünstigung des Fernverkehres beruht, weshalb auch jeder Zuschlag für die Benützung von Schnellzügen verworfen wird:

			Preise in Kreuzern		
			III. Classe	II. Classe	I. Classe
Bis	15	*km*	10	20	40
„	40	„	20	40	80
„	100	„	40	80	160
„	200	„	60	120	240
„	400	„	80	160	320
über	400	„	100	200	400

Der Kern der Wilhelm'schen Vorschläge bezüglich des Frachtportos besteht in einer Art von Zonentarif für den Güterverkehr, und zwar soll das gesammte Frachtenwesen durch die Hände der Postverwaltung gehen. Geplant werden zweierlei Transportarten: ein Gewichtsporto für rasche Beförderung in Bahnzügen, die lediglich die Post befördern, und Sammelladungen mit nur wenigen Zonen. Die Tarife sollen ungefähr folgende sein (in Pfennigen):

1. Weltporto.

Bis 250 *g*	10	
„ 1 *kg*	20	
„ 5 „	40	
„ 10 „	60	
„ 20 „	80	
„ 30 „	100	einschließlich Einschreibegebür
„ 40 „	120	
„ 50 „	140	
„ 60 „	160	
„ 80 „	180	
„ 100 „	200	

Für jede weiteren angefangenen 10 *kg* weitere 20 Pfennige.

Durch diesen Tarif wäre auch die Frage des Reisegepäckes der Passagiere gelöst.

2. Sammelfracht.

Mindestgebür 40 Pfennige.

	1. Zone	2. Zone	3. Zone	4. Zone	5. Zone
Für 100 *kg*	bis 40 *km*	bis 100 *km*	bis 200 *km*	bis 400 *km*	über 400 *km*
	30 Pfennig	60 Pfennig	90 Pfennig	120 Pfennig	150 Pfennig
e. ganz. Wagg.	20 Mark	40 Mark	60 Mark	80 Mark	100 Mark

„Die Tarife gelten von Postamt zu Postamt," schreibt der Verfasser. Die Spedition ist Sache der Post. „Die Post hätte mit den Bahnen zu verhandeln, um bei den billigen Tarifen ihr Auslangen zu finden; es wäre Sache der Post, die Anlage der nothwendigen abkürzenden Bahnlinien und Canäle zu veranlassen, technische Fortschritte auszunützen, um durch Verzehnfachung des Verkehres nicht nur auszukommen, sondern zu verdienen."

Daraus, dass die alte Post und die frühere Personenbeförderung verhältnismäßig oder durchaus uneinträglich blieben, weil sie nach zu hohen Tarifsätzen erfolgten, schließt Wilhelm mit Recht, dass auch die relative Unrentabilität vieler Frachttarife von deren widersinniger Höhe herrührt. Nebst dieser verschuldet die Mannigfaltigkeit derselben die Enge der Grenzen, in denen sich der Güterverkehr noch immer bewegt; mit der Verbilligung und Vereinfachung der Transportsätze würde der Frachtenumsatz ebenso steigen, wie der Post- und Personenverkehr aus dem gleichen Grunde zugenommen haben. Und genau so, wie das niedrige Porto und der Zonentarif den Post- und Personenverkehr erheblich einträglicher machen, würde die Einführung des Frachtportos die Rentabilität der Güterbeförderung steigern.

Denjenigen, welche von jeder Vereinfachung und Verbilligung der Tarife eine Verringerung der Einnahmen befürchten, antwortet der Verfasser, dass die von den Bahnen jetzt den vermittelnden Spediteuren gewährten Ermäßigungen für größere Frachtmengen künftig von der Post den Parteien direct bewilligt werden sollen und zwar ohne Unterschied der Quantität. „Statt das Publicum zu zwingen, die Hilfe eines Spediteurs in Anspruch zu nehmen, sollte man doch lieber gleich für alle vernünftige Tarife einführen.“ Bei der heutigen Einrichtung des Post- und Bahnwesens ist die Frachtenbeförderung durch die Post allerdings in nur geringem Maße möglich; allein „sofort nach Einführung der Möglichkeit, Frachten so schnell wie Briefe zu befördern, wird dieser Zweig des Postwesens einen ungeheuren Aufschwung nehmen; die Combinierung von Packeten in Waggons und von diesen in Zügen wird wohl keine wesentlichen Schwierigkeiten machen. Da nun die Gebür für diese Versendungsart mit 1 Kreuzer pro Kilogramm (d. i. 2 Mark pro 100 *kg*) festgesetzt, erklärt sich die Steigerung der Einnahmen von selbst“.

Gegenwärtig umfasst der jährliche Gütertransport der Bahnen Österreich-Ungarns rund 100 Millionen Tonnen, die Gesammteinnahme hieraus und aus dem Personenverkehr etwa 300 Millionen Gulden. Unter dem Walten der Wilhelm'schen Tarifpolitik würden, selbst nur zu 0·3 Kreuzer pro Kilogramm gerechnet (statt, wie vorgeschlagen, zu 1 Kreuzer), 100 Millionen Tonnen allein schon jene 300 Millionen Gulden eintragen. Hierbei ist eine Verkehrszunahme noch gar nicht vorausgesetzt; da nun aber die Vereinfachung und Verbilligung selbstverständlich ein Anwachsen des Umsatzes bewirken muss, ergibt sich die Rentabilität der Reform auch für den Fall, dass — und dies wird nicht zu vermeiden sein — deren Einführung große Capitalsanlagen sowie erhöhte Regiekosten erfordern sollte. Ferner will Dr. Wilhelm den Postfrachtverkehr mit dem Clearingverkehr vereinigen, um daran ein ausgedehntes Warrantsystem zu fügen; eine Idee, die freilich nur dort durchführbar ist, wo das Postsparcassen-Clearingsystem besteht, also zwar in Österreich-Ungarn, nicht aber in Deutschland. Jeder Producent und Händler müsste der Postbank beitreten, und dann würde sich mit des Autors Worten Folgendes ergeben:

„Die Post folgt die Waren gegen Belastung des Facturenbetrages auf dem Conto des Empfängers und Gutschrift auf dem Conto des Absenders aus, ebensowie heute bei überseeischen Sendungen Acceptation der Tratte gegen Auslieferung des Conossaments üblich ist. Die Post könnte dann die bei ihr lagernden Waren bis zu einem gewissen Procentsatze des Wertes belehnen, wodurch der Käufer in der Lage wäre, über sein Guthaben in dieser Höhe zu disponieren, Arbeitslöhne, Steuern &c. zu bezahlen. Darin liegt die Übertragung der Function einer Bank an die Post, mit welcher man (in Österreich-Ungarn) durch Einrichtung des Clearingverkehres schon begonnen hat.

Die Banken würden für diese Staatsconcurrenz durch die Belebung von Handel und Industrie reichlich entschädigt.

Eine der Hauptaufgaben des modernen Staates ist die, den Reibungscoëfficienten des Verkehres auf ein Minimum zu reducieren und in jeder Beziehung den Verkehr zu verbilligen; niemand anderer kann den Clearing- und Belehnungsverkehr in solcher Verzweigung so billig und mit solchem Vertrauen besorgen wie der Staat."

Es würde zu weit führen, hier auf alle von Dr. Wilhelm genau geregelten Einzelheiten, wie Einlagerung, Verzollung, Aufgabe, Frankierung u. s. f., näher einzugehen; doch dürfte die Wiedergabe nachstehender Beispiele Interesse erwecken, die der Verfasser anführt, um die praktischen Wirkungen der in Rede stehenden Reformen zu veranschaulichen.

Ein Kaufmann schickt von Wien nach Graz eine Kiste mit Brutto 80 *kg*. Er schreibt eine portofreie Karte an das nächste Postamt oder telephoniert, dass die Kiste abgeholt werden möge, klebt auf die Kiste für Porto, Abholungs- und Zustellungsgebüren z. B. fl. 1·10; die Post versendet nun die Kiste, und in längstens 12 Stunden hat der Kunde in Graz seine Kiste im Hause stehen.

Jemand reist von Wien nach Salzburg mit 50 *kg* Gepäck; die Expedition geschieht in der gleichen Weise, und bei seiner Ankunft in Salzburg findet er seine Kiste an der gewünschten Stelle.

Heute bezahlt man dafür:

Fahrkarte III. Classe	fl.	3·50
Gepäckstaxe für 50 *kg*	fl.	3·20
Einspänner auf die Bahn in Wien .	fl.	1·10
Einspänner in Salzburg	fl.	1·—
Trinkgelder	fl.	—·40
Summa . .	fl.	9·20

Bei Annahme der projectierten Tarifierung für Personen und Gepäcksbeförderung würde man entrichten:

Fahrkarte III. Classe	fl.	—·80
Porto für die Kiste	fl.	—·80
Pferdebahn in Wien und Salzburg	fl.	—·20
Summa	fl.	1·80

Anerkennenswert ist der Vorschlag, dass die Post die Waren, die sie befördert, auch belehnen sollte, nachdem sie dieselben beim Aufgeben dem Aufgeber creditiert, bei der Ablieferung dem Empfänger debitiert hat, wodurch sie einfach bezahlt erscheinen und die Belehnung ohne Furcht vor Missbräuchen geschehen kann. Etwaigen Verlusten der Post infolge der Belehnung wäre dadurch vorzubeugen, dass dem baldigen Verderben ausgesetzte Güter gar nicht, die übrigen nur mit 50 bis 60 Procent belehnt werden dürften; bei transito Zoll oder Verzehrungssteuer lagernden Waren müssten diese Gebüren, bei allen aber die Frachtkosten von dem Belehnungsbetrage abgezogen werden. Die Warrants der Post könnte man wie Wechsel begeben. Selbstverständlich hätte die Postverwaltung darauf zu sehen, dass ihre einschlägigen Beamten die erforderlichen commerziellen Kenntnisse besitzen. Mit der Belehnung geschähe der Geschäftswelt

ein erheblicher Dienst, und gleichzeitig böte sie der Post Gelegenheit zur Verwertung der sich in ihrer Sparcasse ansammelnden Riesensummen sowie zur Unterbringung zahlreicher, sonst vielleicht beschäftigungsloser Arbeitskräfte.

Der Erfinder des Frachtportos geht aber noch weiter, indem er einen Vorschlag macht, der seine Tarifreform auch als Mittel zur materiellen Hebung des Arbeiterstandes, also zur Lösung der socialen Frage erscheinen läſst. Da es gleichgiltig sein kann, in welcher Weise sich die Productionskosten zusammensetzen, solange sie nur nicht erhöht werden, könnte man einen Theil oder selbst das Ganze der durch die geplante Frachtermäßigung ersparten Transportkosten zur Steigerung der Löhne verwenden. Die sich hieraus ergebende Erhöhung des Arbeitereinkommens würde das Nationalvermögen vermehren, ohne die Herstellungskosten der Ware zu vergrößern, so dass dem heute oft vernehmbaren Vorwurf, der übrigens bereits unzutreffend ist, jede Lohnerhöhung sei wertlos, weil sie eine allgemeine Preissteigerung bewirke, begegnet wäre. „Der höhere Arbeitslohn nun hat zweierlei zur Folge: einen größeren Consum, der allen Producenten zugute kommt, und eine bessere Ausrüstung mit Arbeitsinstrumenten oder eine bessere Ausnützung der Naturkräfte. Amerika ist nicht deswegen das Land der Maschinen, weil die Leute erfindungsreicher sind, sondern die Leute sind erfindungsreicher, weil der Arbeitslohn höher ist, es sich daher lohnt, menschliche durch Maschinenkraft zu ersetzen."

Was insbesondere den Handel betrifft, so will der Autor einerseits das Informations- und Creditwesen, anderseits die Zuhilfenahme von Spediteuren größtentheils überflüssig machen. „Während man heute," schreibt er, „bei vielen ganz einfachen Versendungen mit Vortheil die Hilfe eines Spediteurs in Anspruch nimmt, wird es genügen, im nächsten Postamt die Waren aufzugeben und eventuell wegen des Incassos — Gutschrift auf dem eigenen und Belastung auf dem Conto des Empfängers gegen Auslieferung der Ware unter Beifügung der Rechnung — der Post die nöthigen höchst einfachen Instructionen zu geben. Der ganze Apparat des Creditierens und Eincassierens, der mit dem Warenhandel gar nichts zu thun hat, fällt weg, und der Kaufmann wird das, was er sein soll, der Vermittler oder einer der Vermittler zwischen Producenten und Consumenten, statt wie heute sein Banquier. Da sein Risico null ist, kann auch sein Verdienst minimal sein, und es wird eine sehr wesentliche Verbilligung der Waren stattfinden. Die Unmoralität im Geschäftsleben wird abnehmen, da das Creditieren durch Belehnen der Waren durch die Post zum Theil überflüssig wird."

Es soll nicht geleugnet werden, dass die Details der Wilhelm'schen Vorschläge manches Utopische aufweisen. Allein es ist nicht nöthig, dass die Verwirklichung sich genau in den vom Autor angedeuteten Linien vollziehe; die Hauptsache bleibt die Zugrundelegung seiner an sich gesunden tarifpolitischen Principien. Und dass die Welt der Handelspolitik auf dieselben früher oder später zurückgreifen wird, dünkt den Schreiber dieses höchst wahrscheinlich; weittragende Pläne mögen ihr jetzt kühn erscheinen,

allein vor mehr als einem halben Jahrhundert wurden auch Ideen wie das Pennyporto oder die erste Eisenbahn für sehr kühn erklärt, und dennoch kamen sie zur Verwirklichung. L. K.

Die Rechtsurkunden der österreichischen Eisenbahnen. Von Dr. Rudolf Schuster Edler von Bonnott, k. k. Ministerialvicesecretär, und Dr. August Weeber, k. k. Ministerialconcipist. A. Hartleben, Wien, Pest, Leipzig 1889—1893.

Dieses großartig angelegte Werk wird sämmtliche die einzelnen österreichischen Eisenbahnen betreffenden grundlegenden Gesetze, Concessionsurkunden, Protokolle, Ministerialerlässe in ihrem authentischen Texte wörtlich zum Abdrucke bringen. Durch zahlreiche Anmerkungen werden die Bestimmungen näher erläutert; Mittheilungen historischen Inhaltes, Daten über sonst bemerkenswerte thatsächliche Verhältnisse sind vielfach eingeflochten und erhöhen wesentlich den Wert der Sammlung, die einer dringenden Nothwendigkeit, welche das betheiligte Publicum seit Jahren empfunden hat, im vollen Umfange entspricht; denn es gehörte bis jetzt zu den größten Schwierigkeiten, das zerstreute Gesetzmaterial der österreichischen Eisenbahn-Rechtsurkunden im Falle des Bedarfes zusammenzufinden. Hier wird es uns nun in vollständiger, systematischer und authentischer Form, durch schätzenswerte Daten commentiert, geboten. Bis jetzt sind 15 hübsch ausgestattete Hefte erschienen. A. B.

Zur Nebenbahnfrage in Österreich. Von Siegmund Sonnenschein. J. Springer, Berlin 1893.

Vorliegende interessante Studie, welche zunächst im „Archiv für Eisenbahnwesen" zur Veröffentlichung gelangte, gibt ein sehr gründliches Bild über den gegenwärtigen Stand der Nebenbahnfrage in Österreich unter erschöpfender Darlegung und strengfachlicher Kritik der Localbahnaction in Steiermark, Böhmen und Galizien. Der Verfasser betont die Nothwendigkeit der unmittelbaren Einflussnahme des Staates auf die Entwicklung des Nebenbahnwesens und empfiehlt für eine Organisation desselben die Art der Sicherstellung der Verkehrsanlagen in Wien als mustergiltiges Vorbild. Auch der Tarifpolitik widmet Sonnenschein einige sehr zutreffende Bemerkungen. Der Abhandlung sind die Localbahngesetze für Steiermark, Böhmen und Galizien, ferner mehrere auf Tarifvergleiche und finanzielle Gebarung einiger Localbahnen bezugnehmende Zusammenstellungen beigegeben. Das Schriftchen ist von hohem, actuellem Interesse. A. B.





Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

In Gortn.

Von J. G. Frimberger.

Wien.

Da Gortn so grean
Und da Himml so blau,
Und olls funkatzt in Sunnliacht,
Wohin ih ah schau.

Und gstrotzt voll de Bam
Volla himmlischa Gnod,
Wia a kloans Paradeis
Frei aso is des grod.

Und de Vogarln dazui
Singan, dass ollas hellt,
Grod ols wölltn s' oam sogn:
„'s is a Freud auf da Welt!

's is a Freud auf der Welt,
Und a Freud is's zun Lebn,
Und wos Schönars wia 's Lebn
Konn's holt doh nimma gebn!“

Und 's Herz geht oam auf,
Und es wird oam so weit,
Und ma möchtat so sein
Furt in d' ewige Zeit!

Wia's oft kimmt.

Von Demselben.

Wia's oft kimmt, wia's oft is,
Dass oans dosteht alloan
Und woaß niamd, der iahm möchtat
Wos Liabs, wos Guits thoan;

Und woaß niamd, der iahm gabat
A oanzigs guits Wort,
Und woaß nix, wo's 'n leidt,
Findt koan ruihwign Ort;

Und woaß niamd, der 'n suicht,
Is er do oda do,
Woaß koan Freund, der 'n tröst,
Wonn's iahm 's Herz frei druckt o:

Glaubt's ma's, niamd is alloan,
Und es konn niamd nix gschehgn,
Hot an jadigs an Freund,
Wonn 'n koans ah hot gsehgn.

Geht's ner außi in Wold,
Geht's ner außi aufs Feld,
Suicht's den Freund, der Eng tröst,
's is da best auf da Welt!

Jo, 's is koana wia der,
Und bist Herr oda Knecht,
Und Du klogst iahm Dein Load:
Er mocht olls wieda recht.

Locht mit Dir durih d' Sunn,
Woant mit Dir durih 'n Regn,
Und koan Reichthum is dos,
Wos sein himmlischa Segn.

Und ner der, der 'n nit ocht',
Mocht iahm 's Glück noh so worm,
Is er ah woaß Gott wos,
Er is nix und bleibt orm!

F

's fürsichtige Dirndl.

Von Hans Fraungruber.

Wien.

Mei Dirndl hat gsagt,
War ihr 's Liabst af d'r Welt,
Zum Heiratn aber
Da hätt' ih z' wenk Geld.

A Eh ohni Geld wa
A müahsami Sach,
Da wurd mit d'r Zeit ah
Die stärkste Liab schwach.

Man sagt, lange Hoar
Und a kurza Vastand —
Aber schau: mit 'n Rechna
San d' Weiber beinand.

So geh n'r, gscheits Dirndl,
Und bleib m'r fein gsund,
Vakaf Dih nit z' billi,
Weil's d'r Liab schadn kunnt!



Der zornige Bua.

Von Demselben.

Mei Büabl hat öfta
A Anliagn an mih
Und harbt sih, weil ih eahm
Z' weng freigabi bi.

Aft hebt 'r an z' zürna
Voll trutziga Gwalt
Und woaß nit, wia guat 'r
Mir zorniga gfallt.

Da glüaht 'r mih an
Mit an liabkeckn Gschau,
Dass ih mih um alles
Nit — Na z' sagn trau.



Wann mei Dirndl sih kränkt.

Von Wilhelm Cappilleri.

Wien.

Wann mei Dirndl sih kränkt
In Herzn tiaf drinna,
Do than über d' Wangerle
Dö Thräna ihr rinna.

Und wann ih so schau,
Wia ihr d' Augn übergänga,
Moa ih, 's war a Röserl,
Dran Thautropfa hänga.



Die Äbtissin von St. Clara.

Eine Erzählung aus dem alten Wien.

Von **Ludwig v. Mertens.**

(Fortsetzung.)

Wien.

„Hochverehrter," sagte er flüsternd, „Sie hatten ganz recht, aber einem Sohne sollte man nicht so desobligeante Dinge sagen! Sie sind der treueste Freund unseres Hauses. Und wissen Sie denn nicht mehr, dass meine Frau Mutter Sie in großer Assemblée für einen merveilleusen Mann erklärt hat? Die Damen haben einen feinen Sinn. — Martin, gehe nach Hause! Du bist ein verteufelt ungezogener Bursche. — Josefa, geleite stracks den Vetter nach der Gartenpforte!"

Josefa erhob sich rasch. Gabriele sah zorngeröthet auf den „dummen" Herrn Kriegsrath.

Josefa gieng schweigend durch den Garten. Martin folgte. Der Jüngling war noch ganz außer Rand und Band.

An der Gartenpforte aber wandte sich Josefa um und blickte dem Vetter kerzengerade ins Gesicht.

„Vetter," sagte sie, nicht leise, sondern sehr laut, „Vetter, Er hat mir aus der Seele geredet! Wir alle sind nur arme Leute. Denn wir sind von Geburt an gezirkelt worden. Er aber hat geredet aus dem frischen Herzen heraus. Vetter, ich möchte Ihn oft reden hören!"

Martin ergriff die Hand der verständigen Base. Doch er drückte sie nur.



Die Gemächer des freiherrlich Palm'schen Hauses in der Singerstraße konnten wohl durchaus Säle genannt werden, so weiträumig waren sie.

Das Mobiliar des ersten Stockwerkes zeigte den Reichthum und die Prunklust der altadeligen Familie. Venetianische Spiegel von ungeheuerer Größe, Tische aus Marmor und Mosaik von florentinischer Herkunft, Luster von Krystall, Thüren- und Fensterverkleidungen mit Holz- und Perlmutterintarsien, Gobelins aus Arras, kostbare Parketten ließen das echte alte Wiener Haus bis in das minutiöse erkennen. Der alte Freiherr und die Tante von Wutschletitsch bewohnten die weiten, bequemer eingerichteten Hinterstuben der ersten Etage mit ihrer Dienerschaft. Der zweite Stock, die Etage-batard, war für das „Frauenzimmer“ reserviert; darunter zählten das Fräuleinzimmer und die Stuben für die besseren und schlechteren Jungfern, auch die riesige Guardaroba, die Wäschekammern. Die gewaltig ausgedehnte Küche, die Portierwohnung und die Kammern der „Hausmenscher“, d. i. der niederen weiblichen Dienerschaft, machten sich nebst der Ecurie im Parterregeschoss breit. Das dritte Stockwerk war unbewohnt, es wurde seit mehr als einem halben Jahrhundert nur als Rumpel-Etage benützt und enthielt den verdorbenen Hausrath, alte, geschwärzte Familienporträte, welche kaum mehr erkennbar waren, erblichene Stickereien und zerrissene Teppiche, zerbrochene Spiegel und Luster. Als kostbarster Schatz des Hauptsaales lagen fünf riesige steinerne Kugeln en pyramide aufgehäuft. Zwei derselben waren während der türkischen Belagerung im Jahre 1529, die drei größten aus dem Türkenlager anno 1683 durch die Fenster geflogen. Diese Kugeln hatten so viel Zerstörung im obersten Stockwerke angerichtet, dass man letzteres fortan als ohnehin überflüssig nicht mehr in Stand setzen ließ. Der alte Freiherr war ein weithin bekannter Wohlthäter der Armen, der Spitäler und Klöster, seine reichen Einnahmen kamen überdies in den letzten Jahren, nach dem Tode der frühverblichenen, unvergesslichen Gemahlin, dem Lieblingskloster derselben, dem Frauenconvente der Clarisserinnen St. Nikola, zugute. Der werkthätige Gönner hatte dort die Bibliothek, die Prälatur, den Keller, verschiedene Altäre erbauen und den Kreuzgang vollständig reparieren lassen. Darum wurde er von den Nonnen als ein Vater in Christo verehrt, ihm sogar zu Seiten der daselbst beigesetzten Gemahlin ein eigenes Grabmal in der Kirche zugesagt. Die beiden Fräuleins aber wurden von den dankbaren Nonnen gleichsam als externe Schwestern angesehen. Die Äbtissin selbst, eine sehr alte Frau aus uralter gräflicher Familie, eine Verwandte des Hauses Palm, kam den beiden Fräuleins schon aus Herzensbedürfnis wie eine zweite Mutter entgegen. Die jetzigen Nonnen waren, weil sich für das ziemlich arme Kloster nur mehr wenige Adelige entschieden, der Mehrzahl nach aus bürgerlichen Häusern. Die alte Äbtissin war zwar herzensgut und so menschlich-freundlich gesinnt, dass sie alle ihre untergebenen Nonnen wie ihrer Sorge anvertraute Kinder liebte und behandelte. Aber sie war dennoch dem Herzen nach eine Tochter ihrer Zeit, welche den Adel als ein vom lieben Gott geheiligt anvertrautes Gut betrachtete. „Der liebe Vater im Himmel weiß ja doch zu unterscheiden, und ich muss ihm dienen. Er aber hat die Adeligen den armen Bürgerlichen vorgezogen in dieser Welt, und ich, seine Magd, muss ihm dienen im Herzen.“

Die alte Frau liebte übrigens die sinnige Josefa weit inniger als die flüchtig-kindische Gabriele. Auf Josefa durfte sie bauen. Für Gabriele empfand sie ein herzliches Mitleid. Das echt Natürliche erschien ja damals überhaupt, auch in den engsten bürgerlichen Kreisen, als etwas von kleineren oder mächtigeren Teufeln Eingegebenes, als ein aus der Hölle eingeflößtes Übel. Dagegen musste angekämpft werden in der Schnürbrust und mit dem Degen. Der Himmel selbst gebot diese Noblesse der Anschauung. Der Himmel hatte seine Grenzen ausgesteckt, und diese Grenzen zu überschreiten, war ein Verbrechen, eine Infamie. So dachte selbst der ärmste Schneider oder Schuster.

Josefa betrat vor dem „Schlafengehen" allein das Fräuleinzimmer. Gabriele hatte in den angrenzenden Jungfernstuben noch allerlei Kurzweil zu treiben, und lautes Gelächter erscholl auch heute wie allabendlich aus den Gesindestuben bald von rechts, bald von links, denn Gabriele hatte und ließ heute weniger Rast und Ruhe denn jemals. Sie war, wie sich eines der Stubenmenscher recht ausgelassen ausdrückte, „heute noch mehr als sonst dem Teufel aus der Butte gesprungen".

Josefa stand am Fenster. Sie sah nicht nach den Sternen, sie empfand heute auch nicht die ihr sonst so innig wohl thuende Behaglichkeit des Fräuleinzimmers, welches ihr so echt gnädiger Herr Vater seinen beiden Töchtern zuliebe hatte ausstatten lassen, nicht die riesigen Himmelbetten, nicht die kunstmäßig eingelegten, in dreierlei Hölzern prangenden Schränke, nicht den Venetianer Spiegel und den altdeutschen Kachelofen.

Josefa stand abgewandt von allem Äußerlichen.

Sie berieth sich mit sich selbst. Sie berieth vor allem ihre Pflicht. Und diese Berathung fiel ihr heute viel schwerer als sonst. Alle ihre Gedanken und ihre Empfindungen klangen endlich in einem inbrünstigen Gebete aus. Und da ward ihr wohl.

Sie gieng zubette.

Der Traumgott aber war nicht zu rücksichtsvoll. Er achtete keiner Etikette, keiner Schranke der wohlweisen Erziehung. Er streuete gar berückende Bilder aus.

Freilich, Bilder im Costüme der Zeit. Denn der Traumgott bleibt immer ein Künstler, welcher sich keine Abweichungen vom Zeitgeschmacke, vom herrschenden Stile zuschulden kommen lässt. Darum träumte Josefa, sie sitze auf einem Parterre von Tulpen, und die grünen Wände des wunderbar in Glut und Licht getauchten Gartens seien ganz regelrecht zu spanischen Wänden, zu hohen Gallerien eines Prachtsaales mit der Gartenschere geschnitten. Aber aus dem Porticus des auf dem Hügel thronenden Palastes trat der Engel Gabriel in rosenfarbenen Gewändern, er glich vom Wirbel bis zur Sohle dem armen Vetter Martin und schwebte hernieder bis zur Gartenbank, worauf Josefa saß. Josefa schrie im Traume so laut auf, dass Gabriele in ihrem Himmelbette ganz erschreckt emporfuhr.

Der Engel war nämlich so unverschämt, sich auf Josefa herabzubeugen und ihr einen unaussprechlich süßen Kuss auf die Lippen zu drücken.

Gabriele rief ganz erschreckt aus: „Aber Pepi, was hast Du denn? Ich zittere am ganzen Körper wegen Deines Geschreies."

Josefa hielt jetzt die Augen offen. Sie wollte gar nicht mehr weiter träumen. Sie schämte sich und sprach ein Vaterunser und ein Ave Maria. Aber sie schlief rasch wieder ein und träumte dann von nichts anderem als von einer Sarabande, zu welcher sie von einem ihrer Vettern, dem Grafen Georg Wilhelm Gallenberg, aufgefordert worden war. Die Sarabande war componiert von dem jetzt so hoch berühmten Sebastian Bach aus Leipzig.

Der Graf verbeugte sich zuletzt, aber jetzt zeigte sich auch dieser sonst durch seine unnachahmliche Grazie so viel besprochene Cavalier als — Vetter Martin.

Josefa erwachte und sprang aus ihrem Bette. Sie wusch sich das Gesicht.

Gabriele lag noch in tiefen Träumen. Sie hatte die Gewohnheit, im Schlafe aufzuschreien und zu reden. „Martin, Martin," kam es jetzt aus ihrem Munde.

Josefa flüchtete ans Fenster. Da drüben stand das Nonnenkloster der Clarissinnen zu St. Nikola, das Asyl ihres jungfräulichen Herzens, vom Morgenlichte vergoldet.

Gabriele erwachte. Auch sie sprang aus dem Bette. Sie rieb sich die Augen und lief dann ans Fenster, an dem Josefa ganz zerstreut stand. „Pepi, was habe ich für einen wunderherrlichen Traum gehabt! Denke Dir nur, unser lieber Vetter Martin wollte mich durchaus entführen und zwar nach Sachsen. Da sagte ich ihm: ‚Was unsere Frau Tante gethan, das kann ich auch thun!' — und packte nur geschwinde all meinen Kram zusammen; sogar das breite, geräumige Canapee, denke Dir nur, worauf sechs Personen bequem sitzen und sich darauf breit machen können, wollte ich mitnehmen. Auch unsere alten, schnaubenden Rappen, die vergoldete Kutsche, worin unser gestrenger Herr Referendarius, der edle kaiserliche Herr Kriegsrath von Schmelte saß. Ha, ha, ha, ich muss noch lachen! Was der für Gesichter schnitt! Ich aber sagte zu unserem herzallerliebsten, so wunderschönen Vetter Martin: ‚Führe mich meinethalben zum Teufel, und den Edlen von Schmelte kannst Du stante pede dem Satanas übergeben, der verdient nichts Besseres!'"

Gabriele lachte so herzlich, und sie umschlang und küsste ihr liebes ernsthaftes Schwesterlein.

Josefa erzitterte. Sie ließ aber davon nichts merken. In jedem Weibe erwacht die Freiheitslust früher als im Manne, welcher meist nur nach Dogmen seiner Lebensführung die Schritte weist. Das Weib wird von seinen Wünschen, der Mann von Grundsätzen beeinflusst. Das Weib ist immer revolutionär wie die Natur, der Mann meistens stetig wie das Gesetz. Nur wo beide Geschlechter seelisch in einem Manne zusammenschmelzen, da wird der Mann zum ganzen Menschen und treibt und führt die gesammte Menschheit um einige Schritte vorwärts.

Um einige kleine Schritte.

Josefa wusste nichts vom Weltgange. Was konnte ihr die Welt sein? Sie empfand gar tief den menschlichen Wert des Vetters Martin. Aber sie empfand sich auch so eingeschnürt vom Jahrhundert.

Die edleren Weiber gewähren immer ein echtes Spiegelbild der Zeit, in welcher sie leben und auch leiden.

Josefa sagte: „Ich will jetzt die Jungfern zum Ankleiden rufen, denn ich muss ins Kloster hinüber."

Dann fuhr sie fort: „Gabi, sei gescheit und schwätze nicht immer solchen Unsinn! Wenn Dich unser Herr Vater oder gar die Jungfern hören würden! Welche Scham! Sei gescheit, mein gutes Mädel!"

Gabriele umarmte die Schwester.

„Sei auch Du gescheit, Pepi, und werde keine zweite Tante Wutschletitsch!"

Jetzt aber brach das rosige Mädchen in ein so lautes Gelächter aus, dass Josefa selbst mitlachen musste.

„Du bist total unsinnig, Gabi!"

„O nein, ich bin so gescheit wie der weise Aristoteles, von welchem unser lieber Schmelte mit so viel Anerkennung spricht!"

Gabriele lachte und sprang im Zimmer umher.

„Ja, so gescheit wie der Philosoph Aristoteles und alle seine Doctoren der Mathematik, der Philosophie und der Rechtsgelehrsamkeit. Denn ich habe eine Entdeckung gemacht. Unsere gnädigste Frau Tante Wutschletitsch hat sich verliebt."

Josefa selbst musste über diesen Einfall lachen. „Aber, Gabi!"

„Ja, ja! Die Frau Tante hat einen Affen gefressen und zwar an unserem lieben, schönen, herzigen, herzallerliebsten Vetter Martin. Und sollten denn nur wir dummen Kinder in den allerherzigsten Vetter verliebt sein? Warum nicht gar? Der Herr Vater ist es ja auch und alle unsere Jungfern, welche ihn gesehen haben, auch und der gestrenge Herr von Schmelte, der Dummkopf, auch und die gnädigste Dame Rosalia geborne Freiin von Franckenhofen, verwitwete Douairière de Wutschletitsch am aller — allermeisten. Und dies gefällt mir von dieser uralten Dockin am allerbesten."

Und jetzt warf sich das kindische Mädchen an die Brust der Schwester.

„Ja, Du hässliche Kalmukin, Du auch! Und ich muss Tag und Nacht an den dummen Martin denken in seiner abscheulichen Jacke. Er hat halt etwas Besonderes. Er ist halt ein Engel. Und wenn er einen ansieht, dann muss man gleich frohlocken. Er ist halt ein Engel, ein Engel, ein Engel, und alle anderen Leute sind wahre Teufel dagegen. Ich kann sie gar nicht mehr anschauen."

„Gabi," sagte jetzt die erstaunte Schwester, „sage mir aufrichtig, komme ich Dir sehr hässlich vor?"

Gabriele blickte die Schwester ziemlich lange prüfend an.

„Mir kommst Du freilich sehr schön vor und so lieb wie die Mutter Gottes. Das sagen auch die dummen Jungfern. Aber sie sagen auch, Du hättest ein Gesicht, das ganz von Blattern zerrissen ist. Ich

hätte dies gar nicht bemerkt, weil Du mir gar so lieb vorkommst. Aber das sage ich Dir schon, so schön wie der Vetter Martin bist Du doch nicht. Denn wenn man ihn nur sieht, dann wird einem gleich ganz übel. Ich kann ihn gar nicht mehr aus meinen Gedanken bringen, so gut als die Frau Tante Wutschletitsch."

Josefa war eigentlich gar nicht eitel. Aber dieses Geständnis ihrer kindlichen, immer so wahrheitsliebenden Schwester war ihr jetzt ziemlich peinlich. Sie machte ein recht überraschtes Gesicht. Dies fiel selbst dem flüchtigen Kinde auf.

„Aber, Pepi, sei gescheit und kränke Dich nicht! Sehe ich denn nicht auch wie ein Affe gegen den Vetter Martin aus? Er findet mich gewiss gerade so garstig wie Dich und die Frau Tante. Wer wird sich denn mit Vetter Martin auch nur vergleichen? So albern bin ich doch nicht. Der Vetter ist etwas Besonderes. Er ist ja auch ein Protestant."

Josefa wurde blutroth. Das Blut drängte sich ihr nach dem Herzen.

„Gabi," sagte sie erregt, „Du bist viel dümmer, als Du aussiehst. Um Gotteswillen, versinke nur nicht gänzlich in die Dummheit, welche zugleich auch Sünde ist!"

Aber Gabriele ließ sich nichts anhaben. Sie hüpfte durch das weite Zimmer und schellte endlich den Mägden.

„Ich will mich heute sehr schön machen, denn der Herr Vater hat den lieben Vetter zum Essen eingeladen. Den ganzen Vormittag aber werde ich mich auf dem Clavimcembalo einüben, um die neueste Gavotte von Sebastian Bach dann zum Kaffee spielen zu können. Hörst Du, die neueste Gavotte. Diese soll unserem lieben, guten, schönen, herzallerliebsten Herrn Vetter gewaltig imponieren."

Josefa gebot den eintretenden Jungfern, sie vorerst zu frisieren und anzukleiden. Sie duldete darin keinen Widerspruch der Schwester.

Gabriele setzte sich schmollend an das Clavier und übte lachend ihre Gavotte ein.

Als Josefa frisiert und in ihr bescheidenes Hauskleid eingeschnürt war, gieng sie. Sie drückte noch einen leichten Kuss auf die blonden zerrütteten Haare der schönen, blühend holden Schwester.

„Kommt, Jungfern," rief jetzt diese, „und macht mich schön! Zieht mir ein schöneres Kleid als täglich an! Das himmelblaue. Die Frau Tante wird sich dann sehr ärgern über das Feiertagskleid."

Josefa gieng über die Gasse.

An der dem Palaste gegenüberliegenden Seitenpforte der Kirche stand Martin. Er verbeugte sich ein wenig verlegen, Josefa grüßte sehr flüchtig.

Die kleine Barockkirche mit ihrer „gemahlten" Kuppel und den sechs zierlichen kleinen Seitenkapellen war jetzt leer von Betern wie gewöhnlich um diese Stunde.

Josefa knixte tief und schlug ein Kreuz. Sie erstaunte darüber, dass dies Martin nicht gleichfalls that. Ihr Herz ward wie zugeschnürt. Doch bekämpfte sie sich und gieng der Seitenkapelle zu, worin der Grabstein ihrer Mutter lag.

Sie öffnete das Gitter der Kapelle mit einem kleinen Schlüssel.

Martin folgte, und weil Josefa an den Stein hinkniete, so that dies auch der Jüngling. Er wusste selbst nicht recht, wie ihm geschah. Aber durfte er die gute, ihm gegenüber so ganz aufrichtige Base auch nur ein klein wenig erzürnen oder gar kränken?

Josefa betete halblaut, doch so, dass Martin ihre Worte hören konnte: „Du liebe, gute Muttergottes! Erlöse uns von allem Übel! Amen!“

Martin war der fromme Sohn eines sehr frommen protestantischen Pfarrers. Das Gebet seiner vornehmen Base dünkte ihn eine Gotteslästerung zu sein. Aber er sah das Mädchen so kindlich und andächtig beten. Es lag ganz hingegeben auf den Knien.

Josefa war nicht schön. Aber sie empfand stark und treu. Und Martin empfand die Sicherheit dieser Stärke und Treue im Herzen.

Josefa war sehr verwirrt. Sie, welche immer nur und zwar von ihrer Geburt an stets strenge gehofmeistert und in engste Grenzen eingeengt worden war, hatte fast jede Sicherheit verloren. Sie hatte freilich einen Kern in sich.

Aber der Kern einer Tanne oder einer Eiche wird im ausgezirkelten Holländergärtchen, zwischen beschnittenen Taxuswänden nicht gepflegt. Er verkümmert wenigstens, wenn er, unbemerkt, nicht sogleich ausgerottet wird. Gedeihen darf er nicht, er kann es auch nicht in so heißer, trockener Gartenerde.

Josefa kam sich selbst sehr, sehr einfältig vor.

Durch das hohe Kirchenfenster drang ein Sonnenstrahl auf das marmorene Grabdenkmal der Mutter. Über demselben, an der Seitenwand der Kapelle, hieng ein Bild von Rothmayer, die heilige Mutter mit dem Jesukinde darstellend.

„Du liebe, gute Muttergottes,“ flehte Josefa inbrünstig, „erlöse uns von allem Übel! Es ist jetzt ein Vetter bei uns im Hause aus Sachsen, er ist von den Protestanten zu uns gekommen. Aber der ist ein guter Mensch, er meint es ehrlich, sehr ehrlich, meine liebe, gute Muttergottes! Aber dies weißt Du ja selbst. Mein Vater hat ihn sehr gern, obwohl er sonst gar strenge ist. Doch Du weißt dies ja alles besser als ich selbst. Wirke Dir, gute, liebe, heilige Mutter Gottes, eine Gnade für ihn und uns aus! Denn wir sind alle so confus geworden. Wir alle wissen nicht, wie wir es gut mit dem Vetter Martin machen sollen. Flöße unserem Herrn Vater einen guten Gedanken ein! Dies kannst Du schon thun, und gewiss auf eine recht leichte Art!“

Und jetzt wandte Josefa ihren Blick auf den Grabstein herab.

„Und Du, liebe Frau Mutter, bitte auch Du recht schön für unser aller Heil und Zurechtkommen! Wir kennen uns gar nicht recht aus. Aber der Vetter ist ein guter Mensch. Glaube dies ganz fest! Ihm muss geholfen werden. Denn dieser arme Martin ist recht übel daran auf dieser Welt. Er hat seinen Vater und seine Mutter verloren, wie Du ja selbst gewiss wissen wirst.“

Josefa war wirklich ganz confuse geworden, denn sie hatte in ihrer heißen Andacht, im festen Glauben an die Hilfe der Muttergottes

und ihrer eigenen so andächtig verehrten Mutter ganz darauf vergessen, dass Martin hinter ihr kniete. Sie fuhr in ihrem Gebete halb laut flüsternd fort: „O gnädigste Frau Mutter! Rette uns wenigstens vor dem schrecklichen Unheil, welches unserer armen Frau Tante geschehen ist! Durch Deine gnädigste Fürsprache bei Gott und bei unserer heiligsten Mutter im Himmel! Könnte denn unser lieber Vetter Martin nicht bei irgendeinem kaiserlichen Cavallerieregimente unterkommen oder beim Reichshofrathe? Ich bitte Dich inständigst darum, auch in des gnädigen Herrn Vaters Namen! Und beschütze auch unsere Gabi, welche so kindisch ist und den Vetter noch viel lieber hat als ich oder unser Herr Vater!"

Hier fiel Josefa in allgemeine Gebete über, aber sie sagte ihr Vaterunser mit weit mehr Andacht als sonst.

Plötzlich ward sie sehr roth. Sie wandte sich erschreckt um, aber sie erblickte jetzt auch den Vetter Martin im heißen Gebete. Martin zeigte verweinte Augen.

Josefa erhob sich langsam.

„Herr Vetter," sagte sie leise, „nicht wahr, Er hat auch um Auskunft gebetet? Mir ist ganz wohl jetzt. Denn die heiligste Muttergottes und meine gnädigste Frau Mutter werden uns helfen."

Martin hatte wirklich gleichfalls inbrünstig gebetet, und es war ihm Trost geworden. Er, der elternlose, in der weiten Welt verlorene Jüngling, hatte und zwar ganz zunächst ihm einen Engel gefunden. Josefa war ganz anders als alle jene unbedeutenden Mädchen, welche er bis zur Stunde gesehen und kennen gelernt hatte. Sie, die Reiche und Vornehme, schien sich selbst ganz vergessen zu haben, um für ihn Heil und Glück zu ersinnen, ja geradezu vom Himmel herab zu begehren.

Martin war immer rasch gewesen, und sobald nur sein Herz rege geworden, ward er auch sogleich ohne jegliche weitere Überlegung zu Wort und That erregt. Martin ergriff Josefas Hand.

„Base," sagte er laut, „gute Base, Ihr will ich anhangen all mein Leben lang! Ihr will ich dienen und nützen. Ihr will ich in Treue folgen all mein Leben lang."

Des Jünglings Augen blitzten, und seine eiserne Hand drückte die feine Hand Josefas so stark, dass das beschämte und überraschte Mädchen mit Gewalt einen Schmerzensschrei unterdrücken musste.

„Ich will einzig nur von Ihr wissen. Ich will keine Hilfe vom gestrengen Oheim. Ich will meinen Weg selbst suchen. Und als ein thätiger Mann will ich Ihr dienen und nützen, wie Sie es um mich verdient. Denn Sie, Base, ist ehrlich, treu und fromm, wenn auch unter Baalspriestern auferzogen und durch falschen Sinn belehrt. Ihr bringe ich der Mutter und des Vaters, eines echten Priesters, Segen."

Josefa stand bleich und roth. Sie stand wie versteinert, wie eine Säule am Grabmale der Mutter. Nie erträumte Freude kam in ihr Herz, aber rasch, rasch, rasch auch wie ein nicht geahnter Blitz der grelle Schmerz. In diesem Augenblicke kam ihr ein Licht, sie wusste nicht, ob aus der Strahlenkrone der Muttergottes herab oder aus dem Grabe

der Mutter empor. Aber es ward hell und klar in ihrer Brust, gleißend hell

Josefa durfte solche Worte nicht hören. Die Pflicht ist eisern, und die Pflicht gibt eiserne Gesetze.

Solche Worte hatte der protestantische Oheim, der Entführer ihrer Vatersschwester gesprochen. Er, der Bürgerliche, er, der Ketzer. Und er hatte damit den Tod im großelterlichen Hause, den Tod im gläubigen Herzen der Vatersschwester, den Hass und die Schande ins ehrbare elterliche Haus gesäet.

Josefa durfte solche Worte nicht hören, auch wenn sie im eigenen Herzen wundersanft erklangen. Umsoweniger.

Josefa hatte zeitlebens nur Gehorsam, stummen Gehorsam und Pflicht geübt. Von Kindesbeinen an.

Das Glück war ihr fremd geblieben. Nur der Widersacher lockt zur Freude. Dies lehrte der Priester. Und dem Widersacher trotzte heute zum erstenmale die echt fromme, herzergebene, keusche Tochter des uraltadeligen Hauses.

„Ich selbst will nichts sein," dachte Josefa.

Aber sie warf einen Blick auf den so jungen, schlanken Vetter, und ihr Herz ward heiß erregt wider — den Widersacher.

Der junge Martin ward tief bewegt durch die anmuthige Gestalt, durch die strahlenden Augen seiner sonst hässlichen Base.

„Base," sagte er, „mir ist es, als hätte unser allmächtiger, gütigster Gott ein Ja und ein Amen über uns beide gesprochen. In mir ist die Ruhelosigkeit erwacht, aber ich baue darauf, ans Ziel zu gelangen. Gebe Sie mir die Hand, Base Josefa, meine Hand soll Ihr Ehre bringen!"

„Vetter," flüsterte die schneebleich gewordene Josefa, „auch mir ist ein Licht gekommen. Ein gar helles, helles Licht. Höre Er mich, Vetter Martin! Ich sehe meinen Großvater und meine Großmutter in ihren Särgen. Sie waren in Gram und in Scham gestorben. Ich sehe meinen – nein, unseren Vater in seinem Sarge. Er wird im Gram und im Zorn erbleichen, wenn – wenn . . ."

Josefa hielt sich fest am Betstuhle. Sie versuchte weiter zu reden, aber kein Laut vermochte über ihre Lippen zu dringen.

Der Jüngling war so bleich wie Josefa geworden, aber seine Augen sprühten jetzt Flammen aus. Er schien gewachsen zu sein, und seine Stimme glich dem Donner, als er, die Kirche und das zitternde Mädchen vergessend, ausrief:

„In Zorn und in Scham! Das will ich mir täglich vorsagen. Höre Sie es, Fräulein Base, gnädiges Fräulein Base! Das will ich mir täglich vorsagen. Aber ferne dem Hause da drüben, worin ehrlicher Sinn, klarer Verstand und echte Menschenwürde Scham und Widerstand erwecken, und worin reine Liebe den Tod bringt. Wo der Vater dem Hause Schande gebracht, da wird es der Sohn nicht mehr thun."

Josefa verharrte tief herabgebeugt.

In Martin war eine völlig grausame Lust erwacht. Er hatte Bitteres und Beschämendes in dem vornehmen Hause da drüben erduldet

bis zum Übermaß und hatte sich dieser Duldung nicht selten geschämt. Aber jetzt war er wie auf der Schwelle seines Vaterhauses. Nicht mit dem Schwerte als ein Vertheidiger von dessen Heiligstem. Er stand mit dem Dolche da, es zu rächen. Josefa, der reine und selbstlose Engel des Hauses da drüben, sollte den Dolch des Hasses im Herzen spüren. Die anderen waren es nicht wert, diese Aushängeschilder ihrer Vornehmheit. Josefa war gütig, sie liebte ihn, dies empfand er, dies wusste er, und darum sollte sie jetzt das Messer im tiefsten Herzen spüren. Es war eine Wollust über ihn gekommen. Denn der Mensch ist grausam, und die Grausamkeit ist wählerisch.

„Nun, gnädiges Fräulein Base, reiche Sie mir doch die Hand zum Abschiede! Oder schämt Sie sich auch der Gnade?"

Josefa brach in lautes Schluchzen aus.

„Weine Sie nicht, gnädigstes Fräulein Base! Ich will Ihr keine Schande bringen. Ich werde heute noch, ja sogleich vom gnädigsten Herrn Oheim gehorsamsten Abschied nehmen. Die Gotteswelt ist groß und bietet auch der protestantischen Teufelsbrut hin und wieder ein schattiges Plätzchen dar. — Nun, wenn Sie mir Ihre gnädigste Hand versagt, dann darf mich die gnädige Base nicht für ‚unspanisch unhöflich' erachten."

Und rasch wandte sich der zornerglühende Jüngling ab und schritt dem Ausgange der Kirche zu. In diesem Augenblicke traten einige fromme Beter in die Kirche, um der nächsten heiligen Messe beizuwohnen.

Josefa richtete ihre verweinten Augen dem rasch zur Kirchenthüre schreitenden Vetter zu. Dieser blickte nicht mehr zurück. Josefa schloss die Grabkapelle und setzte sich in die nächste Kirchenbank. Sie konnte jedoch nicht beten. Sie konnte nicht einmal den heiligen Ceremonien folgen. Sie blieb völlig gedankenlos knien.

Martin, bleich wie der Tod, schritt über die Gasse. Der stämmige Portier lehnte faul an einem der beiden riesigen steinernen Herculesse des Portals, welche den Prachtbalkon auf ihren Schultern trugen.

Martin wollte an ihm vorübereilen, aber der dicke Christoph, zu träge, um eine Reverenz zu machen oder nur seine Stellung zu verändern, sagte leichthin:

„Der gnädigste Herr Hofrath gestattet um so frühe Stunde keinen Zutritt."



Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.